Inhalt

Angelika Wilmes
„Mein Gott, mein Gott! Warum hast du mich verlassen ..... S. 3

Maria Berief
Gedenken an Hans Werners ..... S. 5
Hans Werners
Predigtentwurf zum 8. Mai 1985 ..... S. 11

Protokoll der Vollversammlung ..... S. 14

Prof. Dr. Rainer Bucher
Zukunft der Kirche auf dem Land ..... S. 18

FK-Termine ..... S. 27

Ferdinand Kerstiens
Mystik und Politik (1) ..... S. 29
FK-Aktivitäten ..... S. 33
Thomas Nauerth
Wiedertäuferkonzert in Münster ..... S. 34
FK-Finanzen ..... S. 38
C. Lalana
Letmathe läuft ..... S. 39
Erika Becker
Buchbesprechung ..... S. 40
Klaus Hagedorn
Monsenor Romero vive ..... S. 41
Informationsfaltblatt des FK
Gemeinden im Umbruch ..... S. 45
Franz Kamphaus
Zur Papstwahl ..... S. 48

Photos in diesem Heft: A. und L. Wilmes; S. 39/40: H. Kirstein

„Mein Gott, mein Gott! Warum hast Du mich verlassen?“ (Mk 15,34)

Angelika Wilmes

Letzte Verlassenheit ist es, die wir Menschen angesichts des Todes erleben. Auch wenn Angehörige und Freunde um unser Sterbelager stehen – im Tod sind wir allein. Mit dem Leben wird uns alles genommen:

- unsere Beziehungen - abgebrochen;
- unser Wissen, unsere Erfahrung - vernichtet;
- unser Bemühen, unser Scheitern - unwiderruflich festgeschrieben.

Wieviele Chancen - ein für alle Mal ungenutzt, wieviele Schritte der Versöhnung - nie gegangen!

Der Tod nimmt alles, besiegelt alles: das Gelungene und das Verfehlte, das erfahrene Gute und all das verübte und erlittene Unrecht. Wie in einem plötzlich angehaltenen Film ein lebendiges Gesicht in einer momentanen Grimasse erstarrt, so setzt der Tod ein willkürliches Ende, bricht Entwicklungen ab, macht aus Vorläufigem Endgültiges.

Vor dem Hintergrund wahllos hereinbrechender Katastrophen und schreiender Ungerechtigkeit, angesichts verhungernder Kinder und der nicht zählbaren Opfer menschlicher Bosheit und Machtgier wird die letzte Einsamkeit im Tod zur Gottverlassenheit. Wenn der Tod das Ende ist, dann bleibt nur Un-Sinn.

Und wenn wir uns nicht damit abfinden wollen, daß sich unsere kurze Lebensspanne einem Zufall verdankt? Welche Antwort gibt uns Jesus in seiner Todesstunde?

Der Schrei Jesu hat zwei Dimensionen. Beim unvoreingenommenen Lesen erschließt sich zunächst die menschliche. Und auf dieser Ebene ist die Antwort niederschmetternd. Warum hast du mich verlassen, Gott? Jesus, der wie keiner sein Vertrauen in den Vater setzte, schreit sterbend diese verzweifelte Frage. Wo bleibt da Hoffnung, Sinn? Es wäre unredlich, den letzten Worten Jesu durch einen vorschnellen Vorgriff auf Ostern ihre Brisanz zu nehmen. Die Todesverlassenheit Jesu, die in diesem Text deutlich spürbar wird, ist auch unsere.

Wenn wir das aushalten können, wenn wir uns nicht eilfertig mit Ostern trösten, dann liegt auch im verzweifelten Todesschrei Jesu Trost. Ich zumindest empfinde das so. Jesus – im Tod ganz auf unserer Seite – leidet den Tod der Opfer, ist verlassen im Tod wie jeder von uns. Diese Nähe ist tröstlich. Und trotzdem: Kann der von Gott Verlassene uns Hoffnung sein? Ist sein Scheitern nicht auch unseres?

Die Worte Jesu haben auch noch eine andere Dimension: die gläubige oder gar theologische, die in der Absicht des Evangelisten Markus lag. Denn zu

einer anderen Antwort als der unbefangene Leser dieser Perikope kommt die Bibelwissenschaft.

Die letzten Worte Jesu - gehört vor dem Hintergrund des Alten Testamentes und der Situation in den frühen Gemeinden, stellt sich gerade nicht als Schrei der Verzweiflung und Gottverlassenheit dar. Im Gegenteil – er zeugt von unverbrüchlichem Gottvertrauen auch im Äußersten. Jesus ruft – bei Markus – den Anfang eines Gebets, das die judenchristlichen Leser kannten wie wir das Vaterunser. Es handelt sich um den 22. Psalm. Dieses Gebet ist trotz seiner lauten Klage und drängenden Frage an den fernen Gott ein Gebet des Vertrauens und der Hoffnung. Die zehn Schlußverse, eingeleitet mit den Worten: »Herr, du hast mich erhört« zeigen es. Mit diesem Wissen stellen wir fest: Der Text will eine andere Botschaft vermitteln. Er stellt Jesus in die Tradition des alttestamentlichen Beters, der sich von Gott getragen weiß. Der nachösterliche Evangelist hat mit der Komposition dieser Perikope schon die Auferweckung im Blick.

Die Spannung zwischen der vordergründigen und der gläubig-theologischen Lesart der Perikope möchte ich nicht einfach aufheben. Verlassenheit und Einsamkeit im Tod erleben wir bei anderen, und fürchten sie für uns selbst. Die Ostererfahrung der Jünger ist uns nicht einfach mit der Taufe mitgeliefert worden. Wir müssen sie selber machen. Das kann nur gelingen, wenn wir – wie die Jünger – seinen solidarischen Weg des Lebens zu gehen versuchen und wenn wir den Tod nicht vorschnell in ewiges Leben ummünzen.

Die Karfreitags- und Osterverkündigung der heutigen Zeit krankt oft gerade daran. Die Osterbotschaft kann nicht wirklich tröstlich werden, wenn unsere Ängste und Fragen, unser Aufbegehren gegen den Tod – im Freud'schen Sinne – verdrängt werden ins Unbewußte, wo sie unberechenbar gerade dort unseren Glauben auf die Probe stellen, wo wir ein festes Vertrauen am nötigsten brauchen, nämlich wenn der Tod näherrückt. Ich habe Menschen, die sich ihr Leben lang als gläubige Christen verstanden, ohne sichtbare christliche Hoffnung sterben sehen.

Die Markusperikope kann uns in ihrem Spannungsbogen einen Weg aufzeigen, wenn wir den gläubig-theologischen Aspekt der letzten Worte Jesu nicht zur Verharmlosung seiner Todeserfahrung mißbrauchen. Wenn wir den Tod nicht verdrängen, wenn wir Fragen zulassen, wenn wir das Sterben unserer Verwandten und Freunde aushalten, sehen wir – wie Markus – vielleicht auch für sie und uns eine Hoffnungsperspektive und erleben im Mitgehen dieses menschlichen Weges Spuren von Sinn: daß Gott - mit unseren Angehörigen – im Sterben an unserer Seite sein wird und den Un-Sinn des Todes in sein Leben verwandelt.

▲▲▲▲▲▲

Zum Gedenken an Pfarrer Dr. Hans Werners geb. 6.9.1914, gest. 24.2.1995

Maria Berief

Zum erstenmal bin ich Pfarrer Werners 1954 begegnet, – im Kreis von Laientheologen, als er, der neu ernannte Referent für die Laientheologen, nach Münster kam. Laientheologen waren zu der Zeit an der Uni eine ziemlich neue Erscheinung: Studenten studierten Theologie, ohne das Priesteramt anzustreben, auch Studentinnen hatten dies Studium gewählt. Insgesamt betrug ihre Zahl in Münster – 1954 – etwa 130, die dann in einigen Jahren schnell auf ein Vielfaches angewachsen war.

Mit Pfarrer Werners gestalteten sich die Treffen völlig anders als vorher. Aus der letzten Zeit vor ihm erinnere ich mich noch an eine Zusammenkunft im Hüfferstift. Auf der oberen Altarstufe war von Schwestern ein Tisch für den vortragenden Geistlichen aufgestellt. Wir saßen in den Bänken und hörten eine Meditation oder Worte der Besinnung mit abschließendem Gebet und Segen. Jetzt erlebten wir einen neuen Stil lebendiger Kommunikation. Für mich war besonders eindrucksvoll, dass der Pfarrer , wie die meisten ihn, für jeden klar, nannten, uns Studenten auf gleicher Ebene begegnete, uns voll ernst nahm und respektierte. Wir konnten frei jede Frage in den Kreis einbringen, er hörte sehr aufmerksam und konzentriert zu, oft den Kopf auf eine Hand gestützt, leicht nach vorn zum Sprechenden gebeugt. Er konnte sich auf den einzelnen und seine Situation verständnisvoll einlassen, suchte im Gespräch mit nach begründeten, überzeugenden Antworten und brachte seine eigene Meinung glaubwürdig ein, ohne für sich das letzte Urteil zu beanspruchen.

Für die gegenseitige Bereicherung im Glauben, hat er oft auf Paulus hingewiesen (Rö 1,11): »Ich möchte euch geistliche Geben vermitteln, damit ihr dadurch gestärkt werdet, oder besser: damit wir, wenn ich bei euch bin, miteinander Zuspruch empfangen durch meinen und euren Glauben«. In mancher Erfahrun ging er uns voraus, war er doch mit uns ein Suchender und Lernender. Nach fast 10jähriger Unterbrechung durch Krieg und Gefangenschaft war er dabei, die zwischenzeitliche Entwicklung in Kirche, Theologie und Seelsorge für sich aufzuarbeiten.

Später hat er erzählt, dass unter den Soldaten sein priesterlicher Stand und die Weihe, die ihn von den übrigen abhoben, keine Rolle spielten: Seine Stellung und Aufgaben sahen genau so aus wie die anderer Soldaten. Jeder galt nur, was er als Mensch war und wie er in schwerer Not und gemeinsamer Gefahr durch selbstverständliche Solidarität für andere eintrat und auch trotz aussichtsloser Lage Hoffnung geben konnte.

Vielleicht hatte er diese Erfahrung aus Krieg und Gefangenschaft noch gegenwärtig, wenn er uns stets so menschlich offen begegnete und jeden immer respektierte. Er hat uns ermutigt, durch die biblischen Aussagen von der Vielfalt der Charismen und vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen uns unsere

geistliche Würde lebendiger zueigen zu machen und zu versuchen, aus dieser neuen Orientierung des Konzils und der Synode bewusster zu leben.

Bei dem in den 50er Jahren sich neu entwickelnden Weg der Laientheologen gab es am Anfang viele Fragen, z. B. nach dem möglichen Einsatz als Religionslehrer in der Schule, nach unserem Stand in der Kirche usw. Bisher erteilten Priester, geistliche Religionslehrer, den Unterricht, und der sollte auch in Zukunft wenigstens auf der Oberstufe des Gymnasiums ihnen vorbehalten sein, Laien dann auf Unter- und Mittelstufe eingesetzt werden. Für den Fall, dass sich Schwierigkeiten in der Schule oder der persönlichen Entscheidung ergäben, wurde den Laien zusätzlich zu den geforderten zwei Fächern der Erwerb einer Fakultas im dritten Fach dringend empfohlen. Der Unterricht mit Weihe des Amtes galt bei manchen als wertvoller. Ein leitender geistlicher Herr aus dem Religionslehrerverband hat damals qesaqt, dass ihm »ein religionspädagogisch schlechter Kaplan dreimal lieber« sei »als zwei gute Laientheologen«. Von solchem Urteil hat Werners sich deutlich distanziert. Er war überzeugt, dass der Religionsunterricht nicht nur kraft der Autorität des Amtes, sondern auch von Laien gut erteilt werden kann, dass qualifizierte pädagogische Fähigkeiten notwendig sind und dazu beitragen, Resignation und Scheitern im RU zu vermeiden.

Eine zweite, viel diskutierte Frage bezog sich auf die Spiritualität der Laientheologen im Alltag. Dass gelebter Glaube für jeden Religionslehrer unbedingt notwendig ist, war übereinstimmende Überzeugung. Aber wie konnte es einem Laien gelingen, wissenschaftliches Theologiestudium und gelebten Glauben im Alltag miteinander zu verbinden? Welches geistliche Rüstzeug sollte er dafür mitbringen?

Einige Studenten diskutierten miteinander, wie weit zu dieser Aufgabe eine engere Bindung an die Kirche gehöre, ob etwa auch in Form eines Gelübdes? Sollte während des Studiums nicht auch für Laientheologen eine vita communis hilfreich sein, um geistliches Leben gemeinsam einzuüben? Ich wollte für mich unbedingt wissen, ob zu dem Beruf des Religionslehrers auch etwas wie eine Berufung hinzukommen müsse und vor allem, woran man die denn festmache, dass nicht am Ende so hohe Ideale gefordert seien, die über mich weit hinausgingen?

Am Schluss der Diskussion war die Meinung von Hans für mich verblüffend:

»Es gibt ein ganz einfaches, wichtiges Kriterium: Man muss sich fragen, ob man das Fach, die Theologie mit ihren Möglichkeiten, wirklich gerne hat und Spaß am Studium und Weiterstudium, – z.B. auch in der Freizeit und in den Ferien mal ein theologisches Buch liest«.

Nach dieser Beschreibung war ich von meiner Berufung überzeugt, sie schien so für mich realisierbar. Ich hatte vorher viel »höhere Forderungen« vermutet, zumal Hans Werners, wie mir schien, von sich selbst sehr viel verlangte und auf mich zunächst asketisch ziemlich einfordernd wirkte.

Warum die Freude so wichtig ist, habe ich im Laufe der Jahre immer mehr eingesehen. Das Synodendokument »Unsere Hoffnung« (III,4) hat das später überzeugend begründet: »In einer Zeit, in der der Glaube und seine Hoffnung immer mehr dem öffentlichen Verdacht der Illusion oder Projektion ausgesetzt ist, wirkt vor allem die Freude überzeugend; sie nämlich kann man am wenigsten auf die Dauer sich selbst und anderen vortäuschen.«

Hans Werners hat immer Freude an der Theologie und pastoraler Verkündigung ausgestrahlt, das merkte jeder, der ihm zuhörte. Auch das Weiterstudieren hat er uns vorgelebt: nie aufhören und fertig sein, immer für Neues offen und sich damit auseinandersetzen, stets auf dem Wege bleiben.

Als Studentenpfarrer (1956-68) hat er sich weiterhin intensiv für die Laientheologen engagiert. Ihren Ort in der Kirche zu klären und ihre Spiritualität zu fördern, war für ihn eine Aufgabe, der er sich besonders verpflichtet fühlte. Das war allgemein bekannt. Und so sang man bei einem lustigen Abend in der Gemeinde: »Laientheologen war sein letztes Wort, und dann trugen ihn die Englein fort.« Sein Programm für die Laientheologen war gut, aber bisweilen für manche auch ziemlich einfordernd: Da gab es: regelmäßige Gesprächsabende, wöchentliche Gottesdienste, Einkehrtage, Studienwochen für Anfänger und Fortgeschrittene und dazu das Angebot der Studentengemeinde: die Glaubensgespräche jeden Montagabend, den Sonntagsgottesdienst in der Petrikirche, jährlich die Kar- und Osterliturgie in Gemen.

Da ich in Münster an der Schule war, habe ich versucht, möglichst viele Angebote wahrzunehmen. Denn im Religionsunterricht spürte ich ganz schnell, dass dieses Fach mich persönlich mehr beanspruchte als Latein und Deutsch. Es fehlte mir dazu auch die Erfahrung, theologisches Wissen so für Schülerinnen zu übersetzen, dass sie damit etwas anfangen konnten. Ich war schon ganz glücklich, wenn ich ihre Fragen wenigstens stotternd beantworten konnte. Damals habe ich im Unterricht oft festgesessen, zumal ich in meinem Studium die historisch-kritische Methode noch nicht kennen gelernt hatte. Zum Beispiel:

Wir sprachen über Genesis und die Menschen im Paradies. .... Ich brachte aus meinem gelernten dogmatischen Wissen klar die präternaturalen Gaben an, den besonders klaren Verstand, den freien Willen und die leibliche Unsterblichkeit. Da fragte Sibylle von hinten aus der letzten Bank: »Ach so: Die Menschen damals im Paradies, auch wenn sie einen schweren Felsbrocken auf ihr Haupt bekommen hätten, wären noch munter weiter spaziert? Glauben Sie das etwa selber?« Oder: »Hat nun Jesus sein Kreuz selbst getragen, oder war das Simon von Cyrene?« Zweimal total andere Aussagen in der Bibel, und entsprechend waren die Reaktionen: »Wenn ich das nicht wörtlich nehmen kann, dann glaube ich nix mehr!«

Solche jeden Religionslehrer damals provozierenden Situationen konnte man im Gesprächskreis der Laientheologen ohne Häresieverdacht erörtern, und

Hans verstand es zu zeigen, wie eine Neuorientierung, zumal nach Konzil und Synode, uns befreiende Impulse geben kann. Er konnte auch verunsicherte Menschen für neue Einsichten gewinnen, weil sie ihn als glaubwürdige Autorität anerkannten, auch wenn sie ihm noch nicht so ganz zustimmten. Ihm wagten sie – gleichsam auch mit einem Vorschuss an Vertrauen – zu folgen, und sie akzeptierten seine orientierenden Hilfen für ihre Entscheidung.

Manchen hat Hans Werners – gleich mir – echte Verständnishilfen für den Urterricht aufgezeigt und durch sein Glaubenszeugnis auch persönliche Orientierung gegeben.

Unter den Studenten und Religionslehrern wurde öfter gefragt, woher »der Pfarrer« bloß seine vitale, fast nie ermüdende Kraft zum Einsatz nähme, und das noch nach so harten Jahren der Entbehrung in Krieg und elenden Gefangenenlagern. Wo dafür seine Kraftquellen lägen? Ich erinnere mich, dass er einmal ungefähr so geantwortet hat:

Er habe

1. eine gute Natur und Veranlagung als Geschenk mitbekommen,
2. sich immer um Bewegung bemüht und Sport getrieben (Es war bekannt, dass Hans wohl einer der eifrigsten Besucher des Coelibades war),
3. stets einfach gelebt und
4. sich eine positive Grundeinstellung zum Leben: zur Zeit, zu den Menschen und zur Zukunft bewahrt.

Und wörtlich habe ich behalten:

»Ich habe mich immer der Resignation verweigert!«

Im Zusammenhang mit seinem 70. Geburtstag hat Hans einmal gesagt: »Mich fragen viele, wie ich 70 Jahre alt geworden bin und diese Kräfte behalten habe. Ich habe darüber nachgedacht und glaube: Ich habe in allem meine Identität bewahrt, ich konnte kämpfen. In allen Auseinandersetzungen und Belastungen habe ich nie diese Identität verloren. Ich meine, das hängt mit dem Glauben zusammen, auch wenn ich nie weiß, wie. Und den habe ich vom Elternhaus mitbekommen. Ich habe nie den Boden unter den Füßen verloren. Und dabei kenne ich ja schlimme Situationen ... Aber Katastrophenangst habe ich auch da nicht gehabt.«

Hans hat wirklich sehr einfach und äußerst anspruchslos gelebt. Anfangs fuhr er bei Wind und Wetter mit einem Motorrad, bis er sich dann einen gebrauchten VW-Käfer kaufte. Als seine Mutter ihn einmal besuchte, soll sie nach dem Zurückkommen gesagt haben: "He liärwet äs een Franziskus!" Er lebt wie ein Franziskus! Im Promotionsvortrag (S. 8) hat er gesagt, wie ihm in der Gefangenschaft greifbar klar wurde, was biblische Armut bedeutet, da »wir buchstäblich nichts besaßen. ... Und was wir hatten, war immer nur auf Abruf gegeben, alles konnte uns im nächsten Augenblick wieder genommen

werden.« Wenn er auf Armut zu sprechen kam, hat er ganz oft Lukas 22,35 zitiert: Nach dem Abendmahl, vor dem Gang zum Ölberg fragt Jesus die Jünger: »Als ich euch aussandte ohne Geldbeutel, ohne Vorratstasche und ohne Schuhe, hat euch da irgendetwas gefehlt?« Sie antworteten: »Nichts«.

Hans lebte arm im Alltag – war aber reich an freundschaftlichen Beziehungen. Er hatte viele nahe und weltweite Kontakte und Freundschaften. Einmal hat er gesagt, dass er zu allen Zeiten gute Freunde gehabt habe, auch in der Gefangenschaft, Freunde, die ihn getragen haben und denen er auch etwas sein konnte, und dass er durch gute menschliche Beziehungen harte Entbehrungen leichter bestanden hat. In seiner letzten schweren Krankheit, als er in Recklinghausen im Krankenhaus lag, hat sich eine Krankenschwester auf der Station einmal über seine vielen freundschaftlichen Kontakte gewundert und staunend gesagt: »Herr Dr. Werners bekommt so viel Post – wie ein Minister, und Besuche, so zahlreich wie bei den Türken und dann die Blumen!, Blumen in Fülle – wie bei einer Wöchnerin!« Ich habe besonders darüber nachgedacht, wie Hans Werners es geschafft hat, sich der Resignation zu verweigern, in allem seine Identität zu bewahren?

In den letzten Jahren hat er öfter davon gesprochen, dass es wichtig ist, eine Haltung der Enttäuschungsfähigkeit zu entwickeln. Er sagte: »Wer enttäuschungsfähig ist, sieht die Wirklichkeit so, wie sie ist; er nimmt auch das Negative wahr: die Grenzen, eigene Müdigkeit, Gefahr vorzeitigen Aufgebens, sieht auch den Untergang, Schuld und Tod. Trotzdem, - dennoch behält er Hoffnung, er entzieht sich nicht und braucht nicht zu scheitern. Er hat nämlich die Hoffnung auf den, der die Toten lebendig macht, - der das Unmögliche möglich macht. Wenn einer aus dieser Hoffnung lebt, sieht er deutlich die Probleme, spürt die Bedrohung und weiß um mögliche Dunkelheiten, aber er hat einen Verheißungsüberschuss, von dem die ganze biblische Geschichte bestimmt ist: Paulus spricht von dem Hoffen wider alle Hoffnung!: Er war »bedrängt, aber nicht erdrückt, war ratlos, aber nicht mutlos, verfolgt, aber nicht verlassen, niedergeworfen, aber nicht verloren«(2Kor 4,2-9). Etwas von dieser Kraft besaß auch Hans: durch Widrigkeiten sich nicht unterkriegen zu lassen. Er konnte immer seine Identität aus dem Glauben bewahren, und er ergänzte: »Ohne genau zu wissen, wie.«

Hans hat auch öfter über die Quellen seines Glaubens gesprochen, die ihm Kraft gegeben haben.

1. Wir kennen wohl alle die Geschichte, wie die Bibel ihn während der sowjetischen Gefangenschaft begleitet hat, die ein evangelischer Pfarrer aus Berlin ihm kurz vor seinem Tod schenkte, die bei einer Filzung der Jude Abraham gerettet und ihm zurückgegeben hat, bis sie ihm bei der letzten Filzung vor der Entlassung dann schließlich doch noch weggenommen wurde. Von dieser Bibel hat er gesagt: »Sie wurde mir und manchem anderen Brot und Leben.« Und im Promotionsvortrag am 16.11.1979, S.6: »Der Umgang mit dieser Bi-

bel, als dem einzigen uns zur Verfügung stehenden Buch, gab mir die Einsicht, was es heißt, vom Wort Gottes zu leben, ja, dass es fast auch eine spürbare physische Kraft vermittelte.«

2. Vom Glauben hat er einmal gesagt, dass er Gestalt annimmt im Gebet (Referat 8.2. 1987, S.22): »Wenn einer betet, dann kann er tausend Glaubenszweifel haben, die Schrift sagt: Er glaubt.« So sagte ja der Hl. Geist zu Hananias, der Angst hatte, zu Saulus zu gehen, weil er bisher als Verfolger der Gemeinde Christi galt: »Siehe, er betet«. Er beweist ihm nicht, dass er bekehrt ist, sondern er sagt nur: »Siehe, er betet«. (Apg 9,12f). Man kann sagen: Beten ist der Ernstfall des Glaubens. Darin stellt sich Glaube dar. Alles, was auf mich zukommt, als Gottes Handeln anerkennen, das bedeutet, schon mitten im Gebet zu sein.

3. Der Kern seines Glaubens war die österliche Hoffnung. Er hat das einmal so formuliert: »Bei Glaubensfragen hatte ich im letzten keine Probleme: ob es weniger oder mehr Sakramente gäbe, ob es mit dem Papst anders wäre. ABER Auferstehung! Welche Leiblichkeit, ist nicht so wichtig. Aber Auferstehung gebe ich nicht auf, das ist ganz fest, wie es im Kanon der Schweizer Messe heißt, dass Jesus durch den Tod auferstanden ist in die Herrlichkeit." Diese österliche Hoffnung war für ihn gleichsam seine »eiserne Ration« zum Überleben. Sie hatte sich in gegensätzlichsten Situationen bewährt.

Er schreibt einmal von einem österlichen Wortgottesdienst in einem Lazarett: in engem Raum mit 100 Kriegsgefangenen, verwundeten, genesenden, von Krankheit gezeichneten in armseliger Unterkleidung, wo er erfahren hat, wie die Botschaft vom Sieg des Lebens über den Tod, die vielen fast unbekannt geworden war, ihnen Hoffnung auf Leben und Zukunft gegeben hat.

Die österliche Zuversicht hat Hans Werners auch in den Tagen seiner unheilbaren Krankheit letztlich nicht verlassen. Zwar blieb auch ihm die zweifelnde Frage des Täufers in seiner Gefängnissituation nicht erspart: »Bist du es, der da kommen soll?« Wir haben davon in der Predigt des Gedächtnisgottesdienstes am 2. März 1995 gehört. Auch Hans musste die für uns dunklen Seiten Gottes hinter dieser Frage erfahren und durchleiden, aber dennoch konnte er auch da sagen, dass er »ein unzerstörbares Vertrauen« habe. Hans Werners hat gelebt, was er oft gepredigt hat: »Seid bereit, jedem Auskunft zu geben über eure Hoffnung. Tut dies aber liebenswürdig« (1 Pe 3,15). Erläuternd hat er hinzugefügt, dass diese Haltung irgendwie mit dem zu tun habe, was Paulus Phil 2,15 sagt: »Ihr sollt leuchten wie die Sterne im Weltall«. Wir sind ihm für sein leuchtendes Zeugnis sehr dankbar.

Dieser Text hätte eigentlich zusammen mit dem von Dr. Paul Schladoth in der letzten Ausgabe der FK-Informationen abgedruckt werden sollen. Er kam nicht bei mir an, und auf Grund eines Mißverständnisses habe ich nicht nachgefragt.

Zum 10. Mal jährt sich in diesem Jahr der Tod von Hans Werners und zum 60. Mal der 8. Mai, der Tag der Kapitulation nach dem Zweiten Weltkrieg. Lassen wir Hans Werners deshalb selbst zu diesem Gedenktag sprechen!

Predigtentwurf für den Sonntag vor dem 8. Mai 1985

(40. Jahrestag der Kapitulation)

Hans Werners

Alle christlichen Gottesdienste sind Gedächtnisfeiern. Wir gedenken in Wort und sakramentalen Zeichen des Lebens, des Sterbens und der Auferstehung unseres Herrn; das gilt ganz besonders jetzt für diese österliche Zeit. Ohne solches Gedächtnis würden die Zusammenkünfte der Gläubigen das Wichtigste verlieren. ... (Es kann allerdings) in unserem Gottesdienst auch nicht gleichgültig sein, welche Ereignisse im Leben unseres Volkes von einschneidender Bedeutung sind. (Wir stehen) ... vor einem schwierigen Gedenktag: In dieser Woche jährt sich zum 40. Mal der Tag der Kapitulation Deutschlands und des totalen Sieges der Alliierten. (...)

Zu diesem Gedenken gehört es als erstes, daß wir die geschichtlichen Vorgänge, in Wahrheit vor uns kommen lassen, ob wir es nun gerne hören wollen oder nicht. So bleibt die eine Tatsache entscheidend, daß das nationalsozialistische Deutschland den Krieg angefangen, ihn vielfach gegen jede völkerrechtliche Bestimmung geführt hat und in dieser Zeit die brutalen Vernichtungsaktionen gegen die Juden, Zigeuner und geistig Behinderten vollzog. Das gilt es festzuhalten, auch wenn von den Alliierten im Kriegsverlauf manche Verstöße gegen die Menschlichkeit geschahen, z. B. das Bombardieren der offenen Städte, die Gewalttätigkeit in der Vertreibung und die Behandlung von Menschen in den eroberten Ostgebieten Deutschlands. Sehr viele Henschen in unserem Land haben den Nationalsozialismus mit seinen Zielen und seinen Handlungen ganz bejaht; er war nicht nur ein von außen aufgezwungenes System. Viele haben sich mehr oder weniger blenden lassen. Ohne die große Schar überzeugter und entschlossener Anhänger und Mithandelnder wäre ein solches Gewaltregime gar nicht möglich gewesen, hätten die Kriege überhaupt nicht geführt werden können. Unsere damaligen Kriegsgegner haben aber genau das getan, was man einen gerechten Krieg nennt. Sie wurden aus Eroberungswillen überfallen und angegriffen; sie haben sich verteidigt und für diese Verteidigung große Opfer gebracht. Man darf nicht vergessen, daß nach vorsichtigen Schätzungen die Sowjetunion allein fast 17 Millionen Tote und die Zerstörung des gesamten Westgebietes und die Polen allein etwa 6 Millionen Tote zu beklagen hatten. Das liegt schwer in der schmerzlichen Erinnerung dieser Völker. Das wird nicht dadurch gemildert, daß auch wir Millionen von Toten an der Front und in der Heimat zu betrauern haben. (...)

Diese Erinnerung mag bei vielen echte Trauer auslösen. Sie bezieht sich in einem Gottesdienst gewiß zunächst auf die unerhörte Zahl der Toten dieser

Kriegskatastrophe; (...) Es gibt noch viele unter uns, die unter dem Verlust lieber Menschen leiden. Dann geht verständlicherweise unser heutiger Blick auf jene Toten, die Opfer des fanatischen Vernichtungswillens der deutschen Machthaber wurden. Die Worte Auschwitz und Dachau können nie mehr ausradiert werden. Wir gedenken weiter der zahllosen Gefallenen auf beiden Seiten und der in der Heimat durch die Bombenangriffe und der auf der Flucht Umgekommenen. Sind unsere Toten nicht unzufrieden mit uns, mit unserem Gedenken? Verstehen wir überhaupt ihre eindringliche und stumme Sprache?

(...) Die für die kommende Generation so wichtige Trauerarbeit scheint wenig geleistet. Vieles wurde verdrängt bis zum heutigen Tag. Nun kann ein Mensch, der nichts mehr vom Geschehen erlebt hat, wohl leichter von dem verbrecherischen Kriege sprechen als z. B. einer, der einen Sohn darin verloren hat und nun unter großem Schmerz damit fertigwerden muß, daß dieser geliebte Mensch umsonst gestorben sei. Es ist seelisch sehr schwer zu verkraften, daß die unerhörten Leiden, die über das Maß hinausgehenden Anstrengungen, alle Tapferkeit und Einsatzbereitschaft, alles Bluten und Sterben an der Front und in der Heimat vergeblich gewesen seien, ja noch viel schlimmer, daß trotz guter Absicht des einzelnen die gesamten Anstrengungen und Leistungen dem unerhörten Verbrechen dienen mußten. Aber wir können Geschehenes nicht ungeschehen machen. Diese Jahre mit allem Schlimmen sind für immer eingelassen in unsere deutsche Geschichte. Das müssen wir in unsere trauernde Erinnerung mit hineinnehmen. (...)

Diese Art der Trauer wird auch in jedem Gottesdienst begangen; das drücken wir im Schuldbekenntnis aus. Mit dem Blick auf die Vergangenheit können gewiß die meisten in unserem Volk heute sagen: Ich bin mir keiner Schuld am Geschehen bewußt, da mögen die Betreffenden damals und heute selber zusehen . Wenn wir uns auch zu Recht gegen eine kollektive Schuldzuweisung wehren, so gibt es doch aus der Zugehörigkeit zur ganzen Gemeinschaft des Volkes nicht die Möglichkeit, uns aus der Mitbetroffenheit und Verantwortung wegzustehlen. Wir verstehen es auch, daß alle Mitglieder einer Familie sich betroffen wissen, wenn ein Sohn der Familie schwer versagt hat. Wird man sich dann nicht gedrängt fühlen, für den Schuldiggewordenen, aus Solidarität mit ihm, stellvertretend diejenigen um Verzeihung zu bitten, denen durch ein Familienmitglied Unrecht geschah? Aus vergleichbarer Verbundenheit erbitten wir für unser Volk die Vergebung von Gott und von den Menschengruppen und Völkern, denen im Namen unseres Volkes so schweres Unrecht geschah. (...)

Dienst an der Versöhnung nach innen und außen ist entscheidender Auftrag der kirchlichen Gemeinschaft. Aber sie kann das nur glaubwürdig tun, wenn sie als solche auch die Trauerarbeit vollzieht. Die Kirche mahnt ständig ihre Mitglieder zu Bekenntnis und Buße. Hat sie das aber auch als Institution, als Gemeinschaft im Angesicht der Vergangenheit hinlänglich getan in unserem Volk? Es hat manche Erklärungen offizieller Organe, z.B. der Bischofskonfe-

renz, gegeben, die sich auf die nationalsozialistische Zeit bezogen. Mit Recht wurde darauf verwiesen, wie die Kirche vor der Machtergreifung die Ideologie verurteilt hat; wie sie später in vielfältiger Weise Widerstand leistete gegenüber den Ubergriffen des Staates, die sich aber zumeist darauf bezogen, daß kirchliche Institutionen, Personen und Einrichtungen betroffen waren; gewiß hat es auch so rühmliche Beispiele gegeben wie das des Bischofs Clemens August von Münster, der sich unerschrocken gegen den Mord an den geistig Behinderten, gegen die sogenannte Euthanasie, gewandt hat. Aber wir können nicht übersehen, daß die Kirche zu zwei entscheidenden Vorgängen praktisch geschwiegen und sich hinterher nicht deswegen als schuldig bezeichnet hat. Das betrifft einmal den gewaltsamen Überfall auf Polen und dann auf die Sowjetunion. Es handelte sich eindeutig um einen ungerechten Krieg. Weil die Bischöfe zu dieser Frage geschwiegen haben und für Führer, Volk und Vaterland beten ließen, hatten die meisten Gläubigen (jedoch) das Bewußtsein, hier handele es sich um einen gerechten Krieg, dem man sich nicht verweigern darf. (...)

Und zum anderen schwieg die Kirche offiziell über das, was an schrecklicher Gewalttätigkeit den Juden angetan wurde. Glücklicherweise gibt es wenigstens ein überzeugendes auch von Juden sehr akzeptiertes Dokument, das hier klar das Versagen der Kirche anspricht: Es handelt sich um das Wort der Synode von Würzburg in dem Bekenntnistext *Unsere Hoffnung (IV,2)*: »Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren ließ und die zu dem an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat. Viele sind dabei aus nackter Lebensangst schuldig geworden. Daß Christen sogar bei dieser Verfolgung mitgewirkt haben, bedrückt uns besonders schwer. Die praktische Redlichkeit unseres Erneuerungswillens hängt auch an dem Eingeständnis dieser Schuld und an der Bereitschaft, aus dieser Schuldgeschichte unseres Landes und auch unserer Kirche schmerzlich zu lernen.« (...)

Das Gedenken aber führt uns nicht nur in die Trauer, es bewegt uns auch zum Dank. (...) Besonders gilt der Dank jenen, die aus Glauben und tiefem Gewissen offenen Widerstand wagten aus einer unbeschreiblichen Kraft gegenüber einem unerbittlichen System. Namen wie Delp, Bonhoeffer, Geschwister Scholl und viele andere dürfen nie untergehen.

(Der Predigtentwurf ist sehr ausführlich und mußte gekürzt werden. Ich habe mich bemüht, den Gedankengang und die wichtigsten Aussagen zu erhalten. A.W.)

▲▲▲▲▲▲

Protokoll der Vollversammlung des Freckenhorster Kreises

am 25.2. 2005 von 16.30 bis 21.10 Uhr im Pfarrzentrum St. Sebastian in Münster-Nienberge

Teilnehmer/-innen:

Erika Becker, Johannes Becker, Bernhard Brandhorst, Alo Echelmeyer, Clemens Engling, Ludger Ernsting, Dieter Frintrop, Ludger Funke, Gert Gabriëls, Annelies Gorschlüter, Anne Gravendyk, Günther Grothe, Markus Gutfleisch, Trude Heeck, Raimund Heidrich, Liesel Jesse, Lilly Kemmler, Ferdi Kerstiens, Mathilde Laubrock, Anita Mertens, Peter Möller, P. Rupert Overlack, Marie-Claret Platzköster, Bärbel Steinkamp, Heinz-B. Terbille, Reinhold Waltermann, Angelika Wilmes, Ludwig Wilmes

Entschuldigt:

Franz Bögershausen, Arnd Bünker, Erwin Busen, Andreas Dieckmann, Ruben Enxing, Monika Fischer, Hermann Flothkötter, Jan Christoph Horn, Hermann Kappenstiel, Wilhelm Kolks, Johannes Lammers, Knut Neuschäfer, Egbert Reers, Franz Maxwill, Karl-Heinz Westerkamp, Franziska Wirtz-Königshausen, Heinz Withake, Margarete Zumegen

Alo Echelmeyer begrüßte die Anwesenden. Daran schloss sich eine kurze Vorstellungsrunde an. In diesem Zusammenhang wurde auf mehrere verstorbene Mitglieder/Interessierte aufmerksam gemacht. Zukünftig sollen verstorbene Mitglieder in den FK-Informationen veröffentlicht werden, um auch die zu erreichen, die aus irgendeinem Grund nicht zu den Veranstaltungen des FK kommen.

1. Änderung des Schwerpunktthemas

Eigentlich hätte bei dieser Vollversammlung der Schwerpunkt auf dem Thema „Globalisierung“ gelegen, da dies als Jahresthema für 2005 gewählt worden war. Leider hat sich aber keine genügend große Vorbereitungsgruppe dafür gefunden. Deshalb schlug der Ständige Arbeitskreis (STAK) vor, das Jahresthema von 2004 (Gemeinde der Zukunft in der Vielfalt ihrer Akzente) noch einmal aufzugreifen und zu vertiefen. Der Vorschlag wurde angenommen.

2. Arbeitsgruppen zum Schwerpunktthema „Gemeinde der Zukunft

Insgesamt gab es drei Arbeitsgruppen zu folgenden Themen und mit diesen Ergebnissen:

a) Thesen von Valentin Dessoy (Referent der letzten Jahrestagung), Leitung: Ludger Ernsting

Ergebnisse: Umbau der Kirche von unten nach oben – Visionen einer Glaubensgemeinschaft im Raum überschaubar geteilten Glaubens und Lebens? Visionswerkstatt? Modelle entwickeln.

b) Thesen von Prof. Ebertz (Stichwörter: Umbrüche, Abbrüche, Aufbrüche), Leitung: Alo Echelmeyer

Ergebnisse: Es gibt Alternativen personell und finanziell; es gibt genügend Engagierte in den Gemeinden; Predigtwerkstatt u.a.m. einrichten; Veränderung von oben ist eine Sackgasse – Veränderung von unten ist zukunftsträchtiger; kleine Oasen: Hausgemeinde, Basisgemeinde; Gemeinde ist Heimat, Begegnung; Bedürfnis nach Gemeinschaft hat Vorfahrt; Zynismus: Trauern lernen, weil dir die Heimat genommen wird.

c) Paderborner Thesen von Carl-Peter Klusmann aus den SOG-Papieren, Leitung: Ferdi Kerstiens

Ergebnisse: Gemeinden: Von unten, ortsnah, Raum geben, Gehör verschaffen; synodale Elemente stärken; Option für die Armen; Offenhalten der Frage nach Gott.

Pause/Imbiss

3. Neue Organisationsstruktur des FK: Informationen und Absprachen:

Das FK-Büro ist nach Duisburg-Homberg in die Gemeinde St. Peter verlegt worden. Die Hauptarbeit hat dort Janine Graeber übernommen, die in der Gemeinde auch als Pfarrsekretärin arbeitet. Die Erstellung der FK-Informationen übernimmt weiterhin Angelika Wilmes. Die Finanzen hat Ludwig Wilmes übernommen.

Im Zusammenhang mit der Neuorganisation geht ein besonderer Dank an Angelika Wilmes (in Form von Wein und Blumen) für ihre 24jährige treue und sorgfältige Arbeit für das FK-Büro. Außerdem geht ein Dank an Erika Becker (in Form eines Gutscheins), die 10 Jahre lang den STAK in ihrem Wohnzimmer beherbergt hat. Im Zuge der Umstrukturierung gibt es eine neue Statistik: Der aktuelle Stand:

266 Mitglieder

153 Interessierte (ehemals als „Freunde“ geführt)

14 Mitglieder/Interessierte im Ausland

Die neue E-Mail-Adresse des FK lautet: fk-buero@gmx.de. In dem Zusammenhang geht die Bitte an alle Mitglieder und Interessierten, ihre E-Mail-Adresse (sofern vorhanden) dem FK-Büro mitzuteilen, da der Versand von Briefen so viel günstiger ist. Außerdem ist ein Info-Faltblatt entworfen worden, mit dem u.a. auf dem Bistumstag am 2. Juli geworben werden könnte. Um Verbesserungsvorschläge wird gebeten. Inhalt und Form werden im STAK noch besprochen werden.

4. Rückblick auf das Jahr 2004/Rechenschaftsbericht: Sprecher

Die letzte Vollversammlung am 23.2. 2004: Das Problem mit der Festlegung des Jahresthemas.

- Der Ständige Arbeitskreis: Zehn Sitzungen in der Spannung zwischen „Orga-Kram“, vorhandenen Ressourcen und dem Wunsch

nach mehr inhaltlicher Arbeit.

- Klausurtagungen mit jüngeren FK-Mitgliedern und Gästen am 12. März in Albachten und am 24. April in Nienberge.
- Unterschriftenaktion des Arbeitskreises „Ökumene“: Weit über 100 positive Rückmeldungen.
- Begegnung mit Dr. Josef Sayer von Misereor am 4. Juli in Nienberge.
- „Hans-Werners-Gedenken“ am 17. September in Nienberge.
- Jahrestagung am 1./2. 10. mit Valentin Dessoy in Freckenhorst zum Thema „Kirche im Umbruch – Gemeinde wohin?“
- Planungen in Bezug auf unsere Beteiligung am Bistumstag vom 1. – 3. Juli 2005 in Münster: Forum zum Thema „Übergreifende Großpfarrei oder Gemeinde vor Ort?“ am Samstag, dem 1.7. 2005, von 9.30 Uhr bis 11.00 Uhr und Info-Stand beim „Markt der Möglichkeiten“.
- Veranstaltung mit Prof. Dr. Gotthold Hasenhüttl am 26.11. 2005 im Franz-Hitze-Haus zum Thema: „... dann ereignet sich Gott! – Eine Gottesvorstellung ohne Mythos“
- Einkehrtage des FK mit Prof. Dr. Franz-Josef Nocke vom 3.-5.1. 2005 in Freckenhorst zum Thema: „Was meinen wir, wenn wir *Gott* sagen?“

Vier besondere Anliegen:

- a) Die Regionalgruppen:

AnRegionalgruppenexistieren:Recklinghausen,Münster, Duisburg/Niederrhein und FK-Nord.

- b) Die Arbeitskreise:

Berichtet haben die Arbeitskreise Ukraine (inkl. Finanzbericht), Brasilien (auch inkl. Finanzbericht der Brasilienkonten, der als Tischvorlage verteilt wurde) und der AK Armut (Hingewiesen wurde auch auf zwei Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit dem Franz-Hitze-Haus.) Die Gruppe „U 40“ hat sich leider aufgelöst.

- c) Die FK-Informationen:

Nr. 118, Mai 2004; Nr. 119, September 2004; Nr. 120, Februar 2005.

d) Die Homepage: www.freckenhorster-kreis.de

- Jahrestagung am 2./3.10.2005 in Freckenhorst: Thema?

5. Finanzen

Angelika Wilmes verteilte eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben vom Beitragskonto sowie von der Barkasse. Zu diesem Thema ist zu erwähnen,

dass nicht von allen Mitgliedern regelmäßig Beiträge eingehen. Da nur mit Daueraufträgen und normalen Überweisungen gearbeitet wird, liegt die Verantwortung für die Beitragszahlung bei den einzelnen Mitgliedern. An sie sei noch einmal appelliert, selbst beizeiten daran zu denken.

6. Wahlen für die Sprechergruppe

Die Amtszeit von Ludger Funke geht noch bis zum Jahr 2006, Alo Echelmeyers läuft aus. Es müssten also 2 Sprecherposten neu besetzt werden, da bisher einer unbesetzt war. Es wird darauf hingewiesen, dass nach Möglichkeit auch wenigstens eine Frau in der Sprechergruppe mitarbeiten soll. Als KandidatInnen werden vorgeschlagen: Alo Echelmeyer, Anne Gravendyk und Liesel Jesse. Liesel Jesse und Anne Gravendyk kandidieren nicht. Alo Echelmeyer wird einstimmig per Handzeichen gewählt.

7. Wahl des Jahresthemas 2006

Die Jahrestagung 2005, die von So, 2.10., 17.00 Uhr, bis Mo 3.10., 17.00 Uhr, in Freckenhorst stattfindet, soll sich noch einmal mit dem Thema „Gemeinde der Zukunft“ beschäftigen. Hierzu wurde an den Vorschlag erinnert, eine „Visionswerkstatt“ durchzuführen. Der STAK wird sich weiter um die Vorbereitung kümmern. Außerdem ist zu erwähnen, dass sich ein Arbeitskreis „Gemeinde“ gebildet hat. Dieser will aber nicht die Jahrestagung vorbereiten. Das Thema „Globalisierung“ soll jetzt das Jahresthema für 2006 werden. Eine Vorbereitungsgruppe hierzu setzt sich aus Reinhold Waltermann, Erika Becker und evtl. Ferdi Kerstiens zusammen, der aber im Falle einer Mitarbeit in der Vorbereitungsgruppe aus dem STAK ausscheiden würde. Die Jahrestagung 2006 ist am Fr, 29.9./Sa, 30.9. in Freckenhorst.

Zum Ausklang las Ludger Funke ein Gebet aus dem Misereor-Fastenkalender vor: „Lass mich langsamer gehen, Herr ...“

Für das Protokoll:

Anne Gravendyk

Der neue AK-Gemeinde

Bei der Vollversammlung hat sich der Arbeitskreis Gemeinde gebildet. Er hat sich zum Ziel gesetzt, praktikable Schritte zu einem Gemeindemodell zu suchen und vorzustellen als Alternative zu der im Bistum Münster gängigen Praxis der Zusammenlegung zu Großpfarreien.

Dem Kreis gehören an:

Stefan Bagert, Josef Bendfeld, Günther Grothe, Raimund Heidrich, Anita Mertens, Angelika Wilmes und Ludwig Wilmes.

Wir freuen uns über Anregungen und Vorschläge. *(Ludwig Wilmes)*

Kristallisationspunkt werden – Zur Zukunft der Kirche auf dem Land

Prof. Dr. Rainer Bucher

Ich möchte heute morgen vier Fragen erörtern und ansatzweise beantworten.

1. In welcher Lage befindet sich die Kirche?

2. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Kirche auf dem Lande?

3. Welchen Versuchungen unterliegt dabei die Kirche auf dem Lande?

4. Welche Optionen bleiben ihr, ihre Aufgabe auf dem Lande zu erfüllen?

Erstens also:

I. In welcher Lage befindet sich die Kirche?

(...) (Die Kirche) rangiert (...) auf der Skala der vertrauenswürdigen Institutionen nach einer neueren Umfrage am absoluten unteren Ende, in trauter Nachbarschaft zu den Parteien und, man höre dies genau, zum kollabierenden Rentenversicherungssystem.

Im Unterschied zu Letzterem sieht man bei den Kirchen allerdings nicht einmal mehr einen wirklichen Veränderungsbedarf. Die Kirchen sind den meisten Deutschen mehr oder weniger egal geworden. Dass zur Zeit in Deutschland aus Geld- und Gläubigenmangel die ersten Kirchengebäude verkauft werden, ist da mehr als ein symbolisches Aperçu.

Schaut man sich solche und verwandte Phänomene näher an, zeigt sich, dass den Kirchen vor allem die aktuelle Umstellung der Vergesellschaftungsform des Religiösen zu schaffen macht. Das Nutzungsmuster von Kirche hat sich grundsätzlich gewandelt - und zwar auch bei ihren eigenen Mitgliedern. Die Kirchen werden gegenwärtig von mehr oder weniger unverlassbaren Schicksalsgemeinschaften zu Anbieterinnen auf dem Markt von Sinn, Lebensbewältigung und Weltorientierung. Sie sind ohne Zweifel immer noch stark und einflussreich, aber seit einiger Zeit eben auch erfolgs- und marktabhängig.

Dass weder eine »Pastoral der Angst« noch drohende soziale Ächtung heute zu kirchlicher Partizipation motivieren, das erfährt jeder Pfarrer, der sich Sonntag für Sonntag seine Gottesdienstgemeinde »herbeizelebrieren« muss. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass die Kirche sich an die Tatsache, unter den permanenten Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder geraten zu sein, schon wirklich gewöhnt hätte - im Gegenteil. So hat sie etwa den Wandel ihrer internen Kommunikationsverhältnisse von Herrschaftsbeziehungen zwischen Anweisenden und Ausführenden zu Tauschbeziehungen zwischen Anbietern/Anbieterinnen und Nachfragenden offenbar noch nicht realisiert, sonst würde sie jene, die weiterhin beherrschbar sind, also die Hauptamtlichen, nicht so sehr und gerne disziplinieren, wie es in letzter Zeit geschieht.

Die Lizenz, sich der Religion und ihren Institutionen gegenüber frei zu verhalten und sich ihrer frei und bedürfnisorientiert zu bedienen, ist nunmehr auch den Katholiken/Katholikinnen ausgestellt. Und sie nutzen sie. Die Schleifung ihrer im 19. Jahrhundert sorgfältig errichteten und theologisch abgesicherten Institutionsfestung in der Mitte des 20. Jahrhunderts hat die Kirche einigermaßen überrascht; letztlich ist sie immer noch dabei, die Trümmer ihrer zerfallenen Burg ein wenig ratlos zu besichtigen.

Es ist aber nicht zu ändern: Die bis vor kurzem gültige institutionelle und territoriale Ordnung des Religiösen löst sich gegenwärtig auf. Religion individualisiert sich auf der Nachfrageseite - jeder/jede kann sich seine/ihre persönliche Religion selbst zusammenstellen und tut dies auch -, aber auch auf der Anbieterseite: Einige ihrer Merkmale wandern aus in andere kulturelle Handlungsfelder, so zum Beispiel in die Medien, in die kapitalistische(n) Wirtschaftsform(en) oder auch in eine neue (trivial-)ästhetisierende Kunstreligion um Museen und Pop-Events. Solch eine »dekonstruktive« Situation, der Zwang also, in den Ruinen des zerfallenden kirchlichen Machtsystems leben zu müssen, demütigt. Vom modernen Wohlfahrtsstaat als Träger der fürsorglich-bevormundenden Pastoralmacht beerbt, institutionell angesichts schwindender Mitglieds- und Partizipationszahlen eher überproportioniert und zunehmend unterfinanziert und innerhalb einer religiösen Landschaft, von der man nicht genau weiß, ob man eher den Säkularisierungsbefunden oder jenen eines religiösen Booms glauben darf, werden die Kirchen zu nichts weniger gezwungen, denn zur ziemlich weitgehenden Neuerfindung ihrer selbst.

Die Kirche hat in solchen Umbauprozessen, über lange Zeiträume betrachtet, einige Erfahrung, ihr stehen aber eben nicht 300 Jahre wie zwischen Spätantike und Frühmittelalter, sondern gerade mal 30 Jahre zur Verfügung, und die sind, genau besehen, sogar schon vorbei.

II. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Kirche auf dem Lande?

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Lage nun aber für die Kirche auf dem Lande? Zunächst einmal: Es ergeben sich daraus Konsequenzen. Die Freisetzungsprozesse aus traditionaler, unhinterfragter, weil unhinterfragbarer Religionspraktik gehen am ländlichen Raum nicht vorbei. Die »Thesen zur Landpastoral« von Ernst Werner stellen denn auch ebenso zutreffend wie lakonisch fest, dass der »ländliche Raum sich keineswegs als Hort traditioneller Kirchlichkeit« erwiesen habe.

Das Land ist *ökonomisch* nicht mehr von der Landwirtschaft, *kulturell* nicht mehr von seinen Traditionen und religiös nicht mehr von der Kirche dominiert. Bauern/Bäuerinnen sind im Dorf mittlerweile eine schutzbedürftige Randgruppe geworden, der soziale Anpassungs- und Normierungsdruck hat massiv nachgelassen und der typische Wunsch der Städter/Städterinnen, »Individualisierung und Gemeinschaft gleichzeitig genießen zu können« be-

herrscht auch und gerade die Bewohner/Bewohnerinnen des Landes, wobei allerdings die »Rede von der Gemeinschaft« angesichts realer Individualisierungsprozesse »bereits ein beträchtliches Maß an Wunschdenken« enthält.

(...) Man muss also davon ausgehen, dass jene neue Grundkonstellation, die für Kirche in der Stadt gilt, dass sie nämlich unter den Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder geraten ist und dass sie auf den Markt der freien Lebensorientierungsangebote geraten ist, auch für die Kirche auf dem Land gilt.

Freilich: Das Land ist weiterhin etwas anderes als die Stadt. Mag der Individualisierungsbefund auch für das Land zutreffen, kulturell spielt sich auf dem Lande etwas anderes ab als in der Stadt. Denn gerade die unbezweifelbare Heterogenität der Entwicklung auf dem Lande, die Diskrepanz zwischen ländlichen Räumen mit enormer wirtschaftlicher Dynamik und solchen mit ebenso enormen Entwicklungsproblemen, zwischen Zuzugsgebieten für junge und überdurchschnittlich einkommensstarke Familien einerseits und Gebieten mit starken Entwicklungsproblemen und hoher Abwanderung andererseits, dies alles lässt sich doch in dem Satz zusammenfassen: Das Land bleibt nicht Land, wird aber auch nicht Stadt, es wird etwas Drittes (...). Gemeinsam ist nur eines: Es ist nicht Stadt. (...) Was heißt das für die Kirche? Ich möchte es in einer These zusammenfassen. Sie lautet: Kirche auf dem Land, das ist Kirche *jenseits* der traditionalen Wucht des alten Landes und *diesseits* der fragilen, aber faszinierenden Chancen der verdichteten Stadt. *Es ist Kirche in einem Entwicklungs-Land.*

Das Jenseits der traditionalen Wucht des Landes habe ich bereits erläutert, das Diesseits der fragilen, aber faszinierenden Chancen der verdichteten Stadt muss ich noch erklären. Bei aller Wertschätzung des Landes: Es ist die Stadt, in der sich die kulturellen, wirtschaftlichen und administrativen Eliten versammeln, es ist die Stadt und speziell deren City, wo sich die Kommunikation verdichtet und so angenehm anonymisiert. (...) Das scheint mir bei aller Angleichung der ökonomischen Lebensverhäftnisse dann doch der große Unterschied von Stadt und Land: Das Land ist kulturell, wirtschaftlich und administrativ schlicht machtlos. Es ist nicht unbedingt arm, aber machtlos. Entscheidungen werden in den Städten getroffen, und zwar auch die über das Land: München, Bonn, Berlin und natürlich über allem und in allem und mit allem Brüssel. Das sind die Orte der Macht über das Land. (...) (...) Das Land verarmt nicht, doch es ist nicht Herr seiner Entwicklung. Ihm fehlt aber neben den Entscheidungseliten noch etwas anderes, was die Stadt hat: die Verdichtung. Sicher: Vor genau dieser Verdichtung fliehen die Landzuzügler und Landzuzüglerinnen in die entschleunigten und entdichteten Räume des Landes, charakteristischerweise vor allem der Kinder oder des eigenen Alters wegen.

Aber die faszinierende Verdichtung der Stadt, ihre Markt-, Definitions- und Administrationsmacht, vor allem aber ihr hochkultureller, subkultureller und warenästhetischer Erlebnisraum lassen die Stadt zu einem Laboratorium des Neuen, der neuen Lebensentwürfe und der neuen kulturellen Zeichenräume

werden. Und sie wird auch zum generativen Ort einer aller institutionellen Bindungen praktisch entledigten Religion werden. Erste Beobachtungen können Sie etwa bei den neuen Trauer- oder Hochzeitsriten in Großstädten machen.

Der Marktder Religionen findet, wie noch jeder Markt, in derStadtstatt. Das abereröffnet der Kirche Chancen, ihre Botschaft auf diesem Markt anzubieten. Ob sie es auch kann, das ist eine andere Frage. Aber immerhin: Kirche hat in der Stadt Chancen, mögen sie auch fragil und labil sein, eben passager, flüchtig, punktuell, anonym. Das nämlich ist die Freiheit und die Faszination der Stadt: passager, flüchtig, punktuell, anonym sein zu dürfen und doch oder gerade deswegen intensiv.

Kirche auf dem Land, das ist Kirche jenseits der traditionalen Wucht des alten Landes und diesseits der fragilen, aber faszinierenden Chancen der verdichteten Stadt - hatte ich gesagt. Das Land hört auf, Land zu sein, wird aber auch nicht Stadt, sondern etwas Drittes: Es verkörpert entdichtete, entschleunigte Pluralität ohne städtisches Neuarrangement.

Für die Kirche bedeutet dies: Sie verliert ihre alte, traditionale Basis, gewinnt aber nicht im Gegenzug die Chancen verdichteter, mit kulturellen Eliten besetzter Räume. Die Marktintegration des Landes beendet die alte, gerade in Deutschland über lange Jahrzehnte relativ stabile Aufteilung in städtische Gebiete mit relativ geringer Bindekraft der Kirchen und ländliche Gebiete mit traditional-kirchlicher Prägung. Sie kehrt sie fast um: Die Stadt wird zwar nicht zum kirchennahen, so doch religionsproduktiven Ort, das Land aber verliert seine traditionelle Prägung durch die Kirche.

III. Welchen Versuchungen unterliegt dabei die Kirche auf dem Lande?

Welchen Versuchungen unterliegt die Kirche auf dem Lande nun in dieser Situation? Ich glaube, drei zu erkennen.

Da ist zum einen die Versuchung der *Kontinuitätsfiktion*. (...) Es ist nicht so sehr das offenkundige Abschmelzen (der) letzten katholischen Milieureste in der Markt-, Medien- und Bildungsexpansion, das hier erschreckt, es ist vielmehr die Sprachlosigkeit dieser herkömmlich-bodenständigen Form kirchlicher Praktiken vor den Herausforderungen neuer Leben, die so fatal ist.

In einem nicht mehr bodenständigen Kontext Zeiten einer auch auf dem Lande sich durchsetzenden »Entlokalisierung des sozialen Lebens« sind selbst weitergeführte lokale religiöse Traditionen und Praktiken eben gerade nicht bodenständig, sondern die inszenierte Fiktion der Bodenständigkeit, an die man gerne glauben möchte. (...)

Die Kontinuitätsfiktion weigert sich, die eigene Sprachlosigkeit im Neuen anzunehmen. Man spürt, dass man in ihm nicht bestehen kann, und klammert sich dann ans Herkömmliche. Die Kontinuitätsfiktion ist der Weg in die Exkulturation als Verweigerung, sich der Inkulturation zu stellen. Denn diese ist ein Wagnis und fordert vielleicht Umkehr.

Eine zweite, schon subtilere Versuchung in dieser Situation scheint mir der Traum von einer *ländlich-authentischen Alternativkirche*. Diese Versuchung ist wirklich attraktiv, denn sie setzt bei drei eher problematischen Charakteristika des Landes an: Ort der Machtlosigkeit, Ort verringerter Kommunikationsdichte und Ort ohne kulturelle Eliten zu sein. (...) Eine ländlich-authentische Alternativkirche versucht, aus ihrer demonstrativen Machtlosigkeit Authentizitätsgewinn gegenüber einer alt-ländlichen Kirche zu gewinnen, die ihrer verlorenen Einflussmacht immer noch nachtrauert und sie in Resten auch noch ausübt. Eine ländlich-authentische Alternativkirche wird sich mit dem marginalisierten Land solidarisieren und in ihm gegenkulturelle Gemeinschaftserfahrungen initiieren. (...) Die Stigmata des Landes von der Stadt aus gesehen, nämlich Machtlosigkeit, Kommunikationsarmut und Naturdominanz werden von Defiziten in Auszeichnungen umgedeutet. Solch eine Umcodierung macht praktisch jeder Städter/jede Städterin, der/die freiwillig aufs Land geht, eine ländlich-authentische Alternativkirche macht diese Umcodierung aber zur Basis ihrer religiösen Praktiken.

So symphatisch, so prophetisch-alternativ diese ländlich-authentische Alternativkirche vielleicht erscheint, so sehr ist auch sie, zumindest grundsätzlich, eine Versuchung. (...) Sie flüchtet sich zwar nicht zurück in die Fiktion eines katholisch-volkskirchlichen Gestern, sondern diesmal in die Utopie eines naturnahen, solidarischen, meditativ-religiösen Morgen. Dieses Niemandsland gibt es aber eben nicht, außer als Inszenierung. Denn keine der drei Umcodierungen hält einer längeren Überprüfung stand. Die Solidarität der Machtlosen scheitert an den unüberwindbaren Konstellationen der Macht. Sie kann sich deshalb nur leisten, wer es sich leisten kann, wer also andere Ressourcen besitzt. Auch Bedächtigkeit und Ruhe der ländlich-authentischen Alternativkirche, ihre kommunikative Entschleunigung entwickeln noch keine neue Sprache, und der Rückgriff auf ländliche Metaphern und Erfahrungswelten ist halt doch eher eine geborgte, denn eine genuine Authentizität.

Die ländlich-authentische Alternativkirche hat Alternativ- und Konstruktionscharakter, nicht mehr und nicht weniger. Sie *baut* sich eine Umwelt, um in ihr leben und vielleicht auch glauben zu können. Es käme aber darauf an, in der Umwelt, *in der man lebt*, leben und glauben zu können.

Bleibt noch eine dritte Versuchung, die der »*Gemeindekirche*«.

Das war ja das dominante Projekt der letzten 30 Jahre in Stadt und Land. Pfarreien sollten zu Gemeinden werden (...). Mit Pfarreien wurde zunehmend das Konzept einer betreuenden Pastoral assoziiert, welche die Gläubigen zu bloßen Objekten der Seelsorge degradierte. Der Begriff »Gemeinde« stand dagegen für ein Projekt, das bei der Gleichheit der Würde aller Getauften ansetzte und damit bei ihrem Subjektsein als Fundament des konkreten kirchlichen Lebens. (...)

Das Konzept Gemeindekirche ist eine Versuchung, weil es schlicht unter den

gegebenen Bedingungen nicht mehr funktionieren kann. Denn der Pfarrfamilie gehen die Väter aus, laufen die Kinder davon, und die Frauen entwinden sich zunehmend ihrem anachronistischen und diskriminierenden Patriarchalismus und Paternalismus. (...)

IV. Welche Optionen bleiben der Kirche, ihre Aufgabe auf dem Lande zu erfüllen?

Wie aber kann dann die Kirche ihre Aufgabe auf dem Lande erfüllen? Was ist überhaupt die Aufgabe der Kirche?

Befragen wir das Lehramt. Das II. Vatikanum hat fulminante Formulierungen für die Aufgabe der Kirche gefunden. Eine der schönsten lautet: Die Kirche sei das »allumfassende Sakrament des Heiles, welches das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht« (GS 45). Nimmt man das ernst, also weder als theologische Folklore noch als empirische Beschreibung des Vorfindlichen, dann ist das eine geradezu unglaubliche Aussage, eine geradezu unglaubliche Selbstverpflichtung kirchlichen Handelns.

Denn es bedeutet: Aufgabe der Kirche ist es, das Evangelium zu offenbaren und zu verwirklichen, also im Wort zu verkündigen und in der Tat zu realisieren. Das aber kann nur heißen, das Evangelium von der Existenz der Menschen heute her zu entdecken und das Leben der Menschen aus der Perspektive des Evangeliums heraus zu befreien. Denn das Evangelium kann nicht verwirklicht werden an jenen vorbei, denen es die Liebe Gottes offenbart, es muss vielmehr von ihnen her erschlossen werden, sonst offenbart sich ihnen nämlich nichts.

Die Begriffe der christlichen Tradition stehen in der Bewährungsprobe ihres Existenzgehaltes im konkreten Leben der Menschen. Das Evangelium verkünden heißt deshalb auch, es von jenen her neu zu entdecken, denen man es verkündet. Das aber bedeutet: Kirche wird das Volk Gottes nur in Solidarität mit den Existenzproblemen der Menschen heute. Sie kann die Liebe Gottes nicht an diesen Menschen, denen sie gilt, vorbei verkünden und schon gar nicht verwirklichen. Das wäre geradezu die Perversion dieser Liebe.

Das aber wiederum heißt für das konkrete pastorale Handeln: Es genügt nicht, die alten Formeln des Glaubens nur zu wiederholen, ohne ihre Existenzbedeutsamkeit bleiben sie leer. (...)

Ich möchte Ihnen in dieser Situation und mit dieser Aufgabenbeschreibung von Kirche einige Empfehlungen geben. Nicht natürlich, damit Sie ihnen tatsächlich folgen, sondern damit sie an ihnen klären können, welchen Optionen Sie folgen möchten.

1. Empfehlung: Beenden Sie so rasch als möglich jegliche Kontinuitätsfiktion!

(...)

Diese Empfehlung verlangt von der Kirche auf dem Lande, auszusteigen aus dem leckenden Boot alter pastoraler Schemata, Mentalitäten und Attitüden

und sich auf die schwankende Oberfläche des Meers der Moderne zu wagen. Nirgends wird so viel Änderung sein wie in der Kirche auf dem Lande, und nirgends wird man so wenig darauf vorbereitet sein.

2. Empfehlung: Werden Sie von einer Volkskirche zu einer Kirche des Volkes!

Die alte Kirche der Selbstverständlichkeit ist nicht mehr, und sie wird nie mehr werden. Ich plädiere aber nachdrücklich für ein Festhalten an der volkskirchlichen Option im Sinne von deren Offenheit, Zugänglichkeit und Menschennähe.

Denn der Volksbegriff im Volk-Gottes-Begriff überschreitet das kirchliche Volk Gottes. Er bezieht sich auf alle Menschen und Völker. Alle sind dazu berufen, zu Gottes Volk zu gehören, Gottes Gnade zu erleben und selbst zu verwirklichen. (...)

Es kann daher in einem grundsätzlichen Sinn keinen »Abschied von derVolkskirche« geben. Der universale Heilswillen Gottes und die sich daraus ergebende Verpflichtung der Kirche auf unverbrüchiiche Solidarität mit allen Menschen zwingt die Kirche dazu, **Sozialformen ihrer selbst zu entwickeln, die diese inhaltliche Nähe zum Volk auch tatsächlich sozial ausformen und realisieren.** (...)

3. Empfehlung: Werden Sie neugierig auf die Bedeutung des Evangeliums in den neuen Leben der Menschen auf dem Lande!

(...) Pastoral ist die kreative und handlungsbezogene Konfrontation von Evangelium und Existenz. Geschieht sie auf dem Lande? Hat hier das Volk Gottes Orte der Entdeckung der Bedeutsamkeit des Evangeliums? Orte, an denen es seine Sprache des Glaubens findet? Ohne diese existenzratifizierten Entdekkungen der Bedeutsamkeit und der Wahrheit des Evangeliums auch und gerade in heutigen Leben wird auch auf dem Lande Kirche mehr oder weniger verschwinden, wie es etwa in Frankreich schon der Fall ist.

4. Empfehlung: Unsere Pastoral ist, gerade auf dem Lande, sozialform ***konservativ,*** *es käme alles darauf an, sozialform* ***kreativ*** *zu werden.*

Der Institutionalismus diese Grundversuchung der Kirche, macht auch vor der Kirche auf dem Lande nicht Halt. Der Institutionalismus nimmt bekanntlich die Institution für ihren Zweck und identifiziert deren Funktionieren mit dem Ziel dieses Funktionierens. Er fragt daher ständig: »Wie halten wir unsere Sozialformen am Funktionieren?«, und nicht: »Wofür gibt es sie eigentlich, und wie müssen sie sich vielleicht ändern, um ihre Aufgabe heute erfüllen zu können?« (...) Man hat ja den Eindruck, dass sich die pastorale Planungsreflexion der letzten Jahre gerade mal von der Frage: »Wie werden unsere Gemeinden lebendig?« zur Frage: »Wie erreiche ich die maximale sakramentale Einsatzeffizienz der Restpriester?« weiterentwickelt hat.

Dabei wäre zu fragen: Welche institutionelle Form muss ich hier und heute eigentlich haben, um die pastorale Grundaufgabe der Kirche zu erfüllen? Ohne

Verabschiedung des grassierenden Sozialformkonservativismus wird diese , Frage aber nicht zu beantworten sein. Gerade für das Land möchte ich hier denn auch den an anderer Stelle gemachten Vorschlag eines »projektorientierten Mitarbeiter/Mitarbeiterinneneinsatzes in der Pastoral« wiederholen.

5. Empfehlung: Kirche muss auf dem Land für das Land Verantwortung übernehmen!

(...) Diese Forderung ist konsequent. Sie ergibt sich aus dem Pastoralbegriff des II. Vatikanums und aus der besonderen Situation des Landes. Denn für das Land gilt: Es ist ein Ort zwar nicht der Armut, aber der Ohnmacht, vor allem der Ohnmacht der fehlenden Selbstbestimmung. Es wird zwar nicht mehr über die Einzelnen bestimmt wie zu früheren Zeiten, aber über die Regionen, in denen sie leben. Zudem ist es kulturell im Unterschied zur Stadt weniger virulent und produktiv, es fehlen ihm schlicht in hohem Maße die Eliten.

Kirche hat hier eine Gestaltungsaufgabe, sie muss Verantwortung übernehmen für den ländlichen Raum. Sie könnte Kristallisationspunkte gestalten, Katalysator sein für kreative Prozesse der Selbstbestimmung und der kommunikativen und kulturellen Verdichtung und Kreativität. Sie hätte, mit anderen Worten, ihre alte Funktion als kultureller Innovationsmotor zu spielen. Allerdings sollte sie diese Funktion nicht, wie früher und bisweilen heute noch, als Teil des politischen Establishments erfüllen, sondern als Inspiratorin einer demokratischen Zivilgesellschaft auf dem Land. (...)

(Entnommen der Broschüre: »neuLANDkirche–Landpastorales Symposion, Hg. Katholische Landjugendbewegung Deutschlands e.V., S. 39)

Auf Wunsch von Prof. Dr. Bucher hier noch zwei Buchempfehlungen:

1. Rainer Bucher (Hg), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche

2. Rainer Bucher, Rainer Krockauer (Hg), »Prophetie in einer etablierten Kirche«)

▲▲▲▲▲▲

Dieser Artikel setzt die Serie zum Thema Gemeinde fort, diesmal unter dem besonderen Aspekt der Kirche auf dem Land. Er stellt das seit dem II. Vaticanum gültige Gemeindemodell in Frage und will dazu ermutigen, neue Organisationsformen der Kirche ausgehend von den heutigen Existenzbedingungen der Menschen zu entwickeln, und zwar auch der Menschen jenseits aller kirchlichen Zugehörigkeit.

Uns, die Redaktion der FK-Informationen und den AK-Gemeinde im Ständigen Arbeitskreis, würde Ihre Meinung zum Entwurf Rainer Buchers interessieren. Schreiben Sie uns!

▲▲▲▲▲▲

Leserbrief zum Artikel »Be-denken« von Günther Grothe

in: Freckenhorster-Kreis-Informationen, Nr. 120, Februar 2005

Der Artikel des auch für Olfen zuständigen Dechanten ist mir aus dem Herzen gesprochen, weil er Erfahrungen aus der Ortsgemeinde formuliert (»Die Krise der Kirche ist für mich am allerwenigsten Krise der Ortsgemeinden.«) und Wege aus der Resignation aufzeigt: »Verantwortung für die Kirche von *oben* nach *unten* zu delegieren«, sogar in finanzieller Hinsicht.

Lange habe ich auf authentische Stimmen aus der Basis gewartet. Solange ich verantwortlicher Pfarrer und Dechant in Dülmen war, habe ich solche Rückmeldungen immer einigermaßen »ungeschminkt« von mir gegeben: das erste Mal, als ich einen Pfarrer für zwei Gemeinden »einführen« musste (für Nottuln und Schapdetten). Domkapitular Buckstegen war Zeuge meiner öffentlich geäußerten »Bedenken«.

Inzwischen verfolge ich als Cooperator - ich möchte fast sagen - umso aufmerksamer das für meine Begriffe »unselige« Fusionsgeschehen in unserer Kirche. Es hat im Kapitel »Prophetische Kritik in der Kirche« sogar Eingang in meine Arbeit über die wahrhaft neue Selige Anna Katharina Emmerick »Unbequem und ungewöhnlich« gefunden, indem ich meinen Doktorvater Peter Hünermann aus seinem Artikel in der Herderkorrespondenz Juni 2004 zitiere, die jetzige Zahl der zölibatären Priester werde in der Krise zur »Achse und Norm der offiziellen Kirchenpolitik«. Die Kirche befinde sich seit der Würzburger Synode in einem Prozess der Rückentwicklung.

Es ist mir sehr verständlich, dass ein junger Pfarrer, der eben ein aus konkretenpastoralen Erfahrungen geschriebenes Buch vorlegt, im Schlusskapitel fragt: »Werden sich die augenblicklich favorisierten Gemeindefusionen tatsächlich als Impuls zur Glaubensvertiefung, zu geistlicher Lebendigkeit und einem neuen kirchlichen Frühling erweisen können, oder werden sie als Ausdruck der Resignation und Kapitulation in die Geschichtsbücher eingehen?« (S. Kleymann, O Seligkeit, getauft zu sein. Vom Glaubenszeugnis einer Ortsgemeinde, Münster 2005) – Kleymann fragt weiter, ob nicht die Frage nach der »Weihe bewährter Gemeindeglieder« sorgfältig zu diskutieren sei; Domkapitular Stammkötter, der »Personalchef« der siebziger Jahre, habe das angesichts des sich abzeichnenden Personalmangels schon am 17. 9. 1970 bei einem Referat vor der Dechantenkonferenz gefordert.

Dr. Clemens Engling, Olfen

TERMIN

Ständiger Arbeitskreis

(jeweils um 15.30 Uhr – 18.30 Uhr)
28.8. 2005: im Pfarrzentrum Hl. Kreuz
25.9. 2005: in Dorsten
30.10. 2005: im Gasthaus Recklinghausen
27.11. 2005 bei Erika Becker
29.1. 2005 im Pfarrzentrum Hl. Kreuz

Regionalkreis Münster

Der Kreis trifft sich in privatem Rahmen. Er befaßt sich mit Themen aus Theologie, Kirche und Gesellschaft. Bei den Treffen wird immer nur ein Termin im voraus festgelegt. Neue Mitglieder sind willkommen.

Kontaktpersonen:

Johannes Becker: Tel.: 02533/677, E-Mail: E.Jo.Becker
Ludwig Wilmes: Tel.: 02536/1408, E-Mail: fk-wilmes·t-online.de

Bistumstag

Samstag, den 2.7. 2005:

Stand des FK im Rathausinnenhof

Podiumsdiskussion des FK unter Leitung von Hermann Kappenstiel

Konzert: »Musikalisch-literarisches Gedenken an verfolgte Liebhaber der Bergpredigt«, veranstaltet von Versöhnungsbund, Pax Christi unter Beteiligung des FK

Abendveranstaltung im Franz-Hitze-Haus

Leben mit dem Tod

Sterben und Tod aus persönlicher Sicht
und in christlicher Deutung

Zeit: 23. September 2005, 20.00 Uhr – 22.00 Uhr

Ort: Pfarrzentrum Nienberge
Referent: **Prof. Dr. Paul Schladoth**

Liebesgeschichte – Option für die Armen

In Armut (ge-)fallen

Der AK-Armut und Solidarität lädt ein zu seiner 3. Veranstaltung in diesem Jahr:

Schwerpunkt: Begegnung mit Betroffenen und Engagierten

Mit dabei:

Pater Friedhelm Hengsbach als Referent,

Weihbischof Dr. Josef Voß

Zeit: 19. November 2005, von 10.00 Uhr – 17.00 Uhr

Ort: Franz-Hitze-Haus

Jahrestagung des Freckenhorster Kreises

Sonntag, den 2.10. 2005 um 17.00 Uhr bis

Montag, den 3.10. 2005 um 16.00 Uhr

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

Thema: Gemeinde (genaue Formulierung folgt)

Referent: noch nicht bekannt

Einkehrtage des Freckenhorster Kreises

Thema:

Leidenschaft für den Fremden, weil Gott als Fremder zu uns kommt

Leitung: **Hadwig Müller**

Zeit: 2.1. 2005, 11.00 Uhr – 5.1. 2005 nach dem Mittagessen

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

▲▲▲▲▲▲

Mystik und Politik (1)
Plädoyer für eine politische Spiritualität

Ferdinand Kerstiens

..... 2. Zur Mystik

Mystik führt mich in meinen innersten Kern, wo ich mich zugleich ausgesetzt und geborgen fühle, ausgesetzt, weil ich mich mit dem unbegreiflichen Geheimnis konfrontiert sehe, das wir Christen Gott nennen, geborgen, weil ich spüre, dass ich mich von diesem Geheimnis umfangen und durchdrungen erfahre und mich deswegen fallen lassen kann. Je mehr ich mich diesem Geheimnis, diesem Urgrund meiner Existenz und von allem, was ist, öffne, mich öffnen lasse, desto mehr werde ich ich selbst. Je näher ich der göttlichen Freiheit komme, je mehr sich mir die göttliche Freiheit öffnet, desto freier werde ich. Es ist so wie bei der Liebe: Wenn ich geliebt werde, kann ich lieben, ein Prozess, der immer tiefer führt und in dem ich selbst immer mehr zu mir und zum anderen komme.

Liebe kommt vom Anderen her, von Gott und von den Menschen. Ich entdecke mich in dieser Liebeserfahrung nicht alleine vor Gott, sondern immer schon als Mitmensch, der nie alleine Mensch sein kann. Dieses Mitmensch-Sein prägt mich bis in meine Tiefe. Ich finde zu mir selbst, wenn andere »Du« zu mir sagen und zu mir stehen. Nur dann kann ich ohne Angst »Ich« sagen. Je mehr ich zu meiner Tiefe finde, desto mehr finde ich die Anderen. Je mehr ich mich auf die Anderen einlasse, desto mehr finde ich zu mir selbst. Das ist ein dialektischer Prozess, der sich in beiden Richtungen gegenseitig verstärkt.

Das gleiche gilt von Gottes Beziehung zu mir und von meiner zu ihm. Denn mit Gott ist es nicht so wie mit der Sonne: Je näher ich der Sonne komme, desto mehr werde ich verbrannt, bis ich ganz in ihren Strahlen aufgehe. Es ist mit ihm auch nicht so wie mit dem Meer, in dem ich aufgehe oder untergehe wie eine Welle, die von der nächsten Welle überrollt wird. Je näher er sich mir öffnet, je näher ich kommen darf, desto mehr werde ich »Ich«, ihm gegenüber und ganz von ihm durchdrungen. Das unbegreifliche Geheimnis, das wir Gott nennen, begegnet uns in der Geschichte der Menschheit als Du und als Es, als Geheimnis und als Person. Er hat sich ansprechbar gemacht in allen Religionen, in aller Sehnsucht der Menschen nach Vergebung und Versöhnung, nach Heilsein und Ganzheit. Aber zugleich bleibt er das immer größere Geheimnis, das das »Du« in ihm umgreift, uns entzogen, unverfügbar, und dennoch geschenkt in unbegreiflicher Nähe. Davon spricht die ganze jüdisch-christliche Tradition. Es bleibt mir nur das Staunen und die Anbetung, der Lobpreis und der Dank, dass er, dieser Gott, das unbegreifliche Geheimnis, mich und dich will, dass wir ihm nicht gleichgültig sind, sondern Partnerinnen und Partner in seinem Bund mit den Menschen sein dürfen.

Das wird angedeutet, nicht dechiffriert, in der christlichen Trinitätstheologie. Das ist der Vater als Urgrund allen Seins, dem Menschen zugewandt als der,

der immer nahe sein wird, aber so, wie er selber es will, von jeder Manipulation unerreichbar. Er sieht die Menschen in ihrer Not und will sie zur neuen Freiheit führen, will mit ihnen einen Bund schließen, sie in ein Land begleiten, wo Milch und Honig fließen, wo die Menschen im Shalom leben können, in geglückter Gemeinschaft, in Gerechtigkeit und Frieden. So steht es in Exodus 3, einem der tiefsten mystischen Texte, die ich kenne. Gott stellt sich vor: Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und ihren Schrei gehört. Ich will das Volk in die Freiheit führen. Ich bin da und werde da sein für euch und mit euch, so wie ich bin und da sein werde.

Bei Anselm Grün lese ich in Bezug auf diese Stelle: »Gott offenbart sich dem Mose aber auch als der, der das Elend seines Volkes gesehen hat. Gott ist der, der auf meine Not schaut und der mir verheißt, mich in ein schönes und weites Land zu führen, in dem ich ganz ich selbst sein darf, frei, aufrecht, zufrieden und im Glück.« (CiG Nr.11, 2004, 81) Das ist eine gefährlich individualistische Verkürzung des Textes. Er schaut nicht auf meine Not, sondern auf die Not des Volkes. Er führt nicht mich in ein schönes und weites Land, sondern das ganze Volk. Ich bin nur dabei, wenn ich den Weg des Volkes mitgehe, durch die Wüste mit all ihrer Trockenheit. Gott will, dass das ganze Volk frei, aufrecht, zufrieden und im Glück leben kann. Sicher meint er auch mich, aber als Teil seines Volkes, als Teil der Menschheit, denn er will, dass alle Menschen so leben können, miteinander, nicht jeder für sich allein.

Am deutlichsten hat dieses uns zugewandte Geheimnis, das wir Gott nennen und das unsere Freiheit und unseren Selbststand will, sich ansprechbar gemacht in Jesus, dem Menschensohn. In ihm sind Göttliches und Menschliches ineinander verschlungen, ungetrennt und unvermischt. Deswegen ist Jesus der freieste Mensch, ganz er selber, nicht aufgesogen von der göttliche Nähe. Er lebt aus der Nähe zu seinem Vater, der dann auch unser Vater werden kann, will und soll. Das hat Jesus in seinem Leben bezeugt, angeboten und dazu eingeladen. Doch das geht in dieser zerrissenen Welt voll Gewalt nicht ohne Wandlung, ohne Leid, ohne Kreuz. Das ist die Bruchstelle, durch die Jesus hindurch muss, um neues Leben zu ermöglichen.

Dieses neue Leben bewirkt die Ruach (hebräisch), das Pneuma (griechisch), der spiritus (lateinisch) oder der Geist, wie wir ihn nennen. In ihm verbindet sich die weibliche Seite Gottes, mit dem »Es« und dem »Er«. Sie/es/er durch-

dringt die Welten und den Menschen, verwandelt und heilt, ohne zu verschlingen oder zu überfremden, sondern um die Welt, die Dinge und Menschen miteinander zu verbinden und zu dem zu führen, was sie sein können, wozu Gott sie gedacht hat. Sie/er/es führt zusammen, was getrennt scheint: Verstand und Herz, Geist und Materie, mich und dich, Schuld und Vergebung, Feindschaft und Versöhnung, Freude und Kampf, Ohnmacht und Kraft, Lachen und Weinen, Tod und Leben. Dieser Geist-Prozess ist transpersonal und interpersonal, verbindet »Du« und »Es«.

Von diesem Geist leitet sich das Wort »Spiritualität« ab, die geistdurchwirkte Lebensweise, die Perspektive meines Lebens, in der sich die Dinge und Menschen ordnen lassen und ihrem ursprünglichen Sinn näher gebracht werden können.

Dieses Geheimnis, das wir Christen den dreifaltigen Gott nennen, finde ich nur, wenn ich mich einlasse auf meine eigenen Untiefen, meinen Schatten, meine Schuld, auf das Geheimnis, das ich mir selber bin, wenn ich nicht fliehe vor mir selbst. Das kann viel Kraft kosten und bedeutet einen lebenslangen Prozess.

Doch dieses unbegreifliche Geheimnis, diesen Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, wie wir stammelnd sagen, um nicht ganz zu verstummen, finde ich nicht einfach in der mystischen Versenkung für mich allein, sondern nur im Miteinander der Menschen. Diesen Gott finde ich nur, wenn ich mich wie er einlasse auf die zerrissene Welt, auf die Menschen in ihrer Not und in ihrem Schrei nach Freiheit und Würde, wenn ich mich einlasse auf das Leiden der Kreatur, auf das Leiden der Menschen, wenn ich hinhöre auf die unterdrückten Sehnsüchte der Ausgeschlossenen, auf die Schreie der Opfer. An ihnen vorbei führt kein Weg in das unbegreifliche Geheimnis hinein, das wir Gott nennen. Vielmehr: Von ihnen her, indem ich mich einlasse in ihre Schreie, ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung, kann ich Wege finden, die mich tiefer zu mir selbst und zu Gott führen können. Ohne die »memoria passionis« (J.B. Metz), das Gedächtnis der Opfer, vor allem der vergessenen Opfer, der Opfer von Auschwitz und der Opfer von heute kann ich Gott nicht finden, bleibt mir sein Geheimnis verschlossen.

Deswegen sagt die lateinamerikanische Kirche, die sich von den Erfahrungen der Menschen in ihrem Kampf um mehr Leben, um Freiheit und Würde inspirieren lässt, dass sie von den Armen her evangelisiert worden ist. Diese Menschen haben keine Zeit und keine innere und äußere Möglichkeit, sich zurückzuziehen von der Welt, um in sich zu gehen, aber es geht eine große mystische Kraft von ihnen aus, von ihrer Hoffnung trotz allem, ihrem Engagement, das oft das eigene Leben gefährdet, von ihrer Gelassenheit und Fröhlichkeit, die sie erfüllt, weil sie sich im letzten geborgen wissen in diesem Geheimnis, in diesem Gott. Auf unsere Frage an unsere Freundinnen und Freunde aus den Basisgemeinden Brasiliens, ob sie denn nicht resignieren angesichts der vielen vergeblichen Anstrengungen, ihre Lebenssituation zu verbessern, sagen sie: »Wir haben doch euch als unsere Freunde.« Und: »Wir

glauben doch an das Leben, den Tod und die Auferstehung Jesu und wissen: Wir sind nie am Ende. Wir können immer neu anfangen.«

.....

Ähnliche Erfahrungen könnte ich berichten von meinen Begegnungen mit den Armen, den Ausgeschlossenen, den Behinderten hier bei uns, allerdings natürlich völlig anders wegen des anderen kulturellen Kontextes. Ein Sterbender, über 80 Jahre, fast 50 Jahre als Textilarbeiter tätig, den ich lange in seiner Krankheit begleitet hatte, als ich um Mitternacht gerufen wurde: Mit dem Blick auf das Kreuz über seinem Bett: »Beten Sie, dass ich gut da oben ankomme.« Dann im Blick auf mich mit ganz offenen Augen: »Ich bin ja ganz gespannt darauf!« Mystik der »kleinen Leute«. Wir dürfen sie nicht übersehen, sondern wir können davon in unserer alltäglichen Mystik lernen.

Von diesen Menschen her kann ich lernen, was Geborgenheit in Gott bedeutet, in dem großen Geheimnis unseres gemeinsamen Lebens, was für eine Kraft von der Gewissheit ausgeht, dass er zu mir steht und mich nicht fallen lässt. Da lösen sich nicht alle Rätsel, vor allem nicht, wie ich diesen Gott als den Urgrund allen Lebens zusammenbringen kann mit dem Elend der Welt, mit Not, Unterdrückung und gewaltsamem Tod. Aber genau dieses Dilemma bewahrt mich auch vor der Versuchung, Gott finden zu können in persönlicher Versenkung mit dem Rücken zum Leid der Menschen. Dieses Dilemma bewegt mich vielmehr zu politischem Einsatz für die Menschen, für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. .....

(Dieser Artikel mußte wegen seiner Länge gekürzt werden. Er wird in den beiden nächsten Heften fortgesetzt.)

▲▲▲▲▲▲

AKTIVITÄTEN

Zum Abschluß seiner Arbeit hat der AK-Ökumene eine Liste von Liedern aus dem Gotteslob erstellt, die den Mitgliedern des Arbeitskreises als nicht mehr sangbar erscheinen. Kriterium war – mit Blick auf die Ökumene – vor allem ein von einseitiger Opfertheologie geprägtes Eucharistieverständnis, oft verbunden mit einem bedenklichen Gottesbild: Der Vater fordert den Tod des Sohnes als Sühne für die Sündenschuld der Menschen.

Weitere Aspekte waren unter anderem:

- unechte, sentimentale Frömmigkeit,
- übertriebene Marienverehrung,
- veraltete Sprache, die heute nicht mehr verstanden wird,
- allzu schlechte handwerkliche Arbeit (Reime!).

In den nächsten Jahren soll bekanntlich ein neues Gesangbuch herausgegeben werden. Die Wunschliste ist der zuständigen Stelle für das Bistum Münster zugeleitet worden.

Melden Sie sich doch auch mit Ihren Vorschlägen zu Wort!

Hier die Anschrift:

Bischöfliches Generalvikariat
Referat Liturgie
z. Hd. P. Chrysostomus Ripplinger

Wiedertäuferkonzert in Münster !
Freckenhorster Kreis holt Täufer zurück nach Münster

Thomas Nauerth, Bielefeld/Vechta

Eine der bekanntesten »Episoden« aus dem Jahrhundert der Reformation ist die sogenannte Wiedertäuferherrschaft in Münster. Sie ist immer noch fester Bestandteil des Münster-Marketings, sie ist durch die Käfige am Turm der Lambertikirche bis heute in Bezug auf ihr grausiges Ende im Stadtbild fest verankert, und sie wird geradezu periodisch auch überregional – sei es durch Fernsehen, Kino oder Literatur – thematisiert und dargestellt. Wer die Wiedertäufer waren, weiß man, denn man weiß von den Ereignissen in Münster 1534 und 1536.

Doch es ist paradoxerweise genau umgekehrt: Weil man weiß von den Ereignissen in Münster 1534-36, weiß man nichts mehr von den Wiedertäufern. So zumindest sieht es der Abschlußbericht des Katholisch - Mennonitischen Dialoges (vgl. Nr.43): »Für eine lange Zeit, sogar bis in das 20. Jahrhundert, assoziierten katholische Autoren die friedlichen Nachfolger von Menno Simons mit den radikalen Melchioriten von Münster.«

Diese Assoziation ist schon allein deswegen falsch, weil die (Wieder)-Täuferbewegung ihren Ursprung 1524 – gut zehn Jahre vor Münster – im Umfeld des Zürcher Reformators Zwingli gehabt hat. Ihre Stoßrichtung zielte auf radikale Nachfolge – radikal nicht im Sinne von gewalttätig, sondern von *radix (die Wurzel)* her denkend. Eine der Wurzeln christlichen Lebens ist die Bergpredigt. Radikale Nachfolge der Bergpredigt führt zur Ablehnung von Eid und Schwert, zu wehrloser, ungesicherter Nachfolge in bewußt sich als Christen verstehenden freien Gemeinden. Die Taufe Erwachsener, also die »Wieder«taufe war nur das sichtbarste äußere Zeichen. Die Notwendigkeit ergab sich aus dem radikalen Nachfolgebegriff, der als Bedingung zur Zugehörigkeit zur Gemeinde ein wirkliches Überzeugt-/Bekehrtsein des einzelnen erforderte.

Ihre Freiheit und ihre Radikalität störten die herrschende Ordnung und die herrschenden Christen, und ihre Ablehnung von Schwert und Eid machten Angst. Die (Wieder)täufer wurden von Anfang an brutal verfolgt – von katholischer wie beginnender protestantischer Obrigkeit. Bis 1534 sind Hunderte, ja Tausende bereits grausam umgebracht worden. Aus Angst und Abwehr erwuchs nicht nur Verfolgung, sondern auch Verleumdung. Als Aufrührer, Totschläger und Vielweiberei Treibende wurden sie denunziert – ungeachtet aller Fakten. Doch dann kam die »Täuferherrschaft« von Münster (1534-36). Und alle Vorurteile, Befürchtungen usw. schienen Wirklichkeit geworden. Daß in Münster nur eine bestimmte Richtung sich durch bestimmte Umstände noch weiter radikalisierte, daß die Täuferbewegung weithin entsetzt über die Münsteraner Ereignisse war, daß angesichts der grausamen Verfolgung und Ermordung der fähigsten Theologen und Gemeindeleiter so eine Entwicklung

wie in Münster geradezu zu erwarten war, all dies hat in der Folge, ja bis heute, keine Rolle mehr gespielt.

Seit Münster gilt bis heute: Man weiß, wer die Wiedertäufer waren, wenn man weiß, was in Münster war. Es wird Zeit, diese unselige Gleichsetzung endlich zu überwinden. Es wird Zeit, endlich das Zeugnis der Täuferbewegung von den Möglichkeiten radikaler Nachfolge in den Spuren des Bergpredigers wieder laut werden zu lassen. Es wird *darum* Zeit, weil es hohe Zeit ist, neu zu lernen, was radikale Nachfolge der Bergpredigt, was Friedenskirche heißen kann.

Wenn nicht alles täuscht, ist momentan auch die Zeit, in der tatsächlich wiederentdeckt wird, was seit Jahrhunderten verloren war, eine Zeit, in der das Gespräch mit den in der Nachfolge dieser Täufergruppen sich verstehenden Gemeinschaften ernsthaft gesucht wird, eine Zeit, in der endlich die furchtbare Blutschuld wahrgenommen und endlich den Nachfahren gegenüber um Vergebung, um Heilung der Erinnerung, um neue Gemeinschaft gebeten wird.

Ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit eine kleine Aufzählung von Begegnungen der letzten Jahre:

- 2002 der bewegende Besuch des katholischen Tiroler Bischofs Wilhelm Egger bei amerikanischen hutterischen Bruderhöfen (Jacob Hutter, verbrannt am 25.2. 1536 in Innsbruck). Man sang gemeinsam Tiroler Lieder ...
- 2003 eine Konferenz und ein Versöhnungsgottesdienst in Zürich. Die reformierten Prediger Zürichs waschen hutterischen und amischen Ältesten als Zeichen der Umkehr die Füße
- Von 1998–2004 offizielle Gespräche zwischen dem Einheitssekretariat in Rom und dem Mennonitischen Weltkongreß. Abschlußdokument: *Called Together to be Peacemakers*
- Im Juni 2004 im Rahmen des Gedenkens an Zwinglis Nachfolger Bullinger in Zürich offizielle Errichtung einer Gedenktafel an den ersten Märtyrer der Täufer: Felix Manz

Am 26. Juni 2004 hat Johannes Paul II. mit dem Empfang einer Delegation der Bruderhof-Gemeinschaften (Johann Christoph Arnold) erstmals Vertreter einer Nachfolgegemeinschaft des als Ketzer verbrannten Jacob Hutter empfangen. »Besonders Ihre Achtung vor Gottes Schöpfung und Ihr tief empfundenes Eintreten für die Heiligkeit allen menschlichen Lebens ist Ihr besonderes Zeugnis (...) Ich grüße Sie in der Liebe und Zuneigung des Herrn und bete dafür, daßdie wachsenden Kontakte mit der Katholischen Kirche (...) Früchte tragen mögen«, so der Papst im Grußwort.

Nach über 400 Jahren hat also in den letzten Jahren auch die katholische Kirche diese früh verstoßenen und verfolgten und lange vergessenen Schwestern und Brüder offiziell als Teil der einen Kirche Jesu Christi anerkannt und

das ökumenische Gespräch gesucht.

Es scheint die Zeit gekommen, daß der im 16. Jahrhundert so zerrissene Leib Christi wieder zusammenwächst. Die Ökumene wird bunter.

Wenn daher im Jahre 2005 das Bistum Münster sein 1200. Bistumsjubiläum feiert, ist es vor diesem Hintergrund an der Zeit, die Stimme der (Wieder)Täufer zurückzubringen nach Münster, die Stimme derjenigen Täufer, die den wahren Geist dieser Bewegung zeigen und geprägt haben, die täuferischen Theologen und Gemeindeleiter, durch deren Einfluß – hätten sie denn noch gelebt - möglicherweise die Ereignisse von 15341536 nie Wirklichkeit geworden wären. Die Stimmen von Michael Sattler, Hans Denck und vielen anderen müssen endlich auch in Münster zu hören sein.

Am 2.7. 2005 soll daher im Rahmen des Kulturprogramms das für den Ökumenischen Kirchentag konzipierte »Musikalisch-literarische Gedenken an verfolgte Liebhaber der Bergpredigt« live aufgeführt werden. Es handelt sich bei diesem »Gedenken« um eine sehr eindringliche Text-Musik-Collage, die Originalzeugnisse (Briefe, Verhörprotokolle, Bekenntnisschriften) mit biblischen Texten und musikalischen Elementen verbindet. Höhepunkt ist die Neukomposition und Verwandlung eines alten täuferischen Liedes in eine moderne Kantate.

Das »Gedenken« schließt mit einem kurzen Text von Menno Simon. Darin heißt es: (Es) »beschuldigen uns unsere Verfolger, daß wir aufrührerisch seien, gleichwie die Münsterischen Täufer. Siehe, dermaßen ist das Verständnis dieser Welt verdunkelt! Denn wir haben durch die uns verliehene Gnade Gottes unsere Schwerter zu Pflugeisen und unsere Spieße zu Sicheln gemacht.«

Getragen und veranstaltet wird das Konzert am 2.07. 2004 außer vom Versöhnungsbund und von Pax Christi auch vom Freckenhorster Kreis. Über diese Zusage des Ständigen Arbeitskreises habe ich mich sehr gefreut. Ich glaube, ein Stück weit könnte für den FK dieses »Musikalisch-literarische Gedenken an verfolgte Liebhaber der Bergpredigt« zu einer Entdeckung von Geschwistern aus längst vergangener Zeit werden.

Denn wer im FK kirchlich sozialisiert wurde und dann über die Anfänge der Täuferbewegung in Zürich liest, dem kommt manches bekannt vor. Ein Beispiel. Es war auf einer Vollversammlung des Freckenhorster Kreises. Unter den Elementen, die Hoffnung geben, wurden Hausgottesdienste genannt: »Wir

brauchen kleinere Pfarrsäle und größere Wohnzimmer ... «, so hieß es etwas überspitzt. Nun, das eigentliche Gründungsereignis der Täuferbewegung fand in einem Wohnzimmer statt, es war ein Hausgottesdienst, und in den Häusern, den Wohnzimmern hat man sich in der Folgezeit immer wieder getroffen. Ähnliche Berührungspunkte finden sich auch bezüglich der Kritik am Apparat der »Amtskirchen« usw. Nur mit dem Umschmieden der Schwerter tut sich der FK bis heute etwas schwer.

Wichtig für den FK könnte es schließlich auch sein, die christlichen Gemeinschaften, die sich in der Nachfolge der Täufer bis heute gehalten haben, näher in den Blick zu nehmen. Daß in diesem Fall »Rom« mit dem Dialogpapier *Called Together To Be Peacemaker*s früher als der FK tätig war, sollte kein Hinderungsgrund sein, sondern eher Ansporn. Denn diese täuferisch-mennonitischen Gemeinden kommen ohne Kirchensteuer aus – und sind doch oft viel lebendiger als unsere rechtgläubigen katholischen kirchensteuerfinanzierten Gemeinden. Das wäre doch mal ein echtes Projekt »Zukunft der Gemeinde«: Konzeption einer Gemeindestruktur ohne Kirchensteuer ... Und während aus den theologisch nicht sehr bedeutungsvollen Gründen des Kirchensteuerrückgangs bzw. Zölibatsmangels die deutschen Diözesen zur Zeit beschäftigt sind, Gemeinden abzubauen und zusammenzulegen (unter welch schönem Titel auch immer verpackt), beharren die Mennoniten mit theologisch gewichtigen Gründen darauf, daß die zentrale Organisationseinheit von Kirche immer die lokale Gemeinde vor Ort ist und nie das Bischofspalais. Und wie sonst nur der polnische Papst gewinnen die mennonitischen Gemeinden noch immer weithin Charme, Glaubwürdigkeit und Profil aus ihrer friedenstheologischen, friedenskirchlichen Grundorientierung.

Es gibt – meine ich – viel zu lernen von diesen Brüdern und Schwestern.

Und für die Brüder und Schwestern des 16. Jahrhunderts gilt, was Fulbert Steffensky einmal so formuliert hat:

»Wir sind es den Toten schuldig,
daß wir keine Niederlage und keine Zerstörung unnotiert lassen;
und wir sind es uns selbst schuldig,
daß wir die Erinnerung an Realisationen nicht auslassen.
Man braucht viele Geschwister,
lebendige und tote,
die uns trösten und uns helfen,
der Hoffnungslosigkeit und der Panik zu entkommen.«
Die lateinamerikanische Basiskirche hat dies auf die knappe Formel gebracht: Eine Kirche, die ihre Märtyrer vergißt, eine solche Kirche stirbt.

Herzlich willkommen am 2.7. 2005 in Münster um 17:30 Uhr, wahrscheinlich in der Apostelkirche!

▲▲▲▲▲▲

FINANZEN

Kontobewegungen

Die Eingänge auf dem Beitragskonto (37 99 700) fließen bislang recht lebhaft; denn von den etwa 240 Mitgliedern haben bis auf 70 bereits alle gezahlt (einige sogar ihre ausstehenden Beiträge der vergangenen Jahre!) Auch etwa zwei Drittel der Interessenten haben ihren Obolus zur Deckung der Kosten für die FK-Informationen schon geleistet.

Von den Spendenkonten wurden inzwischen ca. 35.500 Euro weitergeleitet. Davon gingen 13.000 Euro für Demetrius an das Hilfswerk Misereor, das seit Beginn des Jahres 2005 das Projekt CPP organisatorisch – nicht finanziell – betreut.

Etwa 3.850 Euro wurden für Flugtickets ausgegeben, um vier Jugendlichen aus Brasilien die Teilnahme am Weltjugendtreffen in Köln zu ermöglichen. Ein Großteil dieses Geldes ist durch zweckgebundene Spenden eingekommen.

500 Euro gingen an Schwester Carla und 3.000 Euro an die Landschule in Crateús. Das Amparo Maternal erhielt im Februar 15.000 Euro.

Allen Spenderinnen und Spendern herzlichen Dank!

Ludwig Wilmes

▲▲▲▲▲▲

Kassenprüfung

Die Kassenprüfung für das Jahr 2004 wurde am 23. Februar von Ursula Galla und Peter Möller durchgeführt. Alle Konten und die Barkasse wurden genau geprüft.

Die Vollversammlung hat mit großem Dank an Angelika Wilmes Entlastung erteilt. Seit dem 1. Januar 2005 wird die Kasse von Ludwig Wilmes geführt.

Ursula Galla

Peter Möller

Letmathe läuft ... und kickt

C. Lalana

»Was sagt der Wetterbericht für den 2. Juli?« Diese Frage war in der Woche des Sportfestes 2004 häufiger im Lehrerzimmer zu hören; denn die vorangegangenen Tage verhießen nichts Gutes für den Freitag, den auserkorenen Tag. Die Schüler machten sich im Vorfeld über andere Dinge Sorgen: Wie kann ich möglichst viele Namen und hohe Geldbeträge auf meiner gelben Sponsorenkarte sammeln? Manche Schüler, aber auch einige Lehrer, entwikkelten spezielle Strategien, um potenzielle Sponsoren vom wohltätigen Zweck zu überzeugen.

In Recife, Brasilien, benötigt die »Comunidade dos Pequenos Profetas« (Gemeinschaft der kleinen Propheten) finanzielle Mittel zur Unterstützung der »Kinder der Straße«. In El Progreso, Honduras, kommt das Geld einer Berufs- und Grundschule zugute. Außerdem werden die Organisationskosten der »Tour der Hoffnung«, einer Radtour, bei der jährlich Geld für leukämie- und krebskranke Kinder gesammelt wird, mitgetragen.

Ziel der Teilnehmer des Laufes war es, innerhalb von 90 Minuten eine Runde von ca. 1,8 km (Waldstadion, Fontaneweg, Volksgarten, Fontaneweg, Waldstadion) möglichst häufig zu durchlaufen. Mit seiner Unterschrift erklärte sich jeder Sponsor bereit, dem Läufer einen beliebigen selbstgewählten Betrag pro gelaufene Runde zu zahlen.

Endlich kam der große Tag. Alle Schüler der Jahrgangsstufen 5 bis 11 fanden sich pünktlich um 8.30 Uhr im Waldstadion ein, wo das Startsignal für den Lauf gegeben wurde. Hochmotiviert gingen die Schüler und Lehrer ins Rennen. Schon wenige Minuten später mußten die Lehrer, die am »Kontrollpunkt Volksgarten« warteten, ihre Kugelschreiber zücken, um den ersten Schülern auf ihren Sponsorenkarten ihre Rundenleistungen zu bescheinigen. Ein weiterer Kontrollpunkt befand sich im Waldstadion. Ob beim Walken, Joggen oder Wettrennen, jeder Läufer gab sein Bestes. (.....)

Dies spiegelte sich auch in der folgenden Woche wider, als das Sponsorengeld nach und nach in die Kasse floß. Am Ende der Zählungen stellte sich

heraus, daß das Gymnasium Letmathe den unglaublich hohen Betrag von 9.666,00 Euro *(für die CPP. Die Red.)* erlaufen hat.

Und wie war das Wetter? Sonnig, angenehme Temperaturen und kein Regen! So muß es einfach sein, wenn Letmathe läuft ... .

Buchbesprechung
Margret Greiner: Jefra heißt Palästina

Erika Becker

»Ich seh in das Buch meiner ehemaligen Lehrerin, Miss Margret, wie in einem Spiegel. Ich erlebe noch einmal die wichtigste Erfahrung meines bisherigen Lebens nach: daß aus Feinden Freunde werden können. ... Ich bin nicht Jefra, viele Einzelheiten stimmen nicht mit meinem Leben, mit meiner Familie überein. Und ich bin doch Jefra. In Jefra steckt all meine Sehnsucht nach einem friedlichen Leben.« Das schreibt Lama Tarayra im Nachwort des Buches von Margret Greiner. Lama, eine junge palästinensische Frau von 18 Jahren, hat 2004 den Stuttgarter Friedenspreis erhalten. Ihre Rede wurde auch in den FK-Informationen veröffentlicht.

Jefra ist ein palästinensisches Mädchen, das eingebunden in die Traditionen einer arabischen Familie in einem besetzten Land erwachsen wird. Einfühlsam und detailliert beschreibt Margret Greiner die komplizierte Lebenswirklichkeit dieser jungen Frau. Die Sehnsucht nach einem normalen Leben in Frieden lässt Jefra Grenzen überschreiten. Sie trifft sich heimlich mit jüdischen und arabischen Israelinnen. Es gibt Verletzungen und Enttäuschungen auf beiden Seiten. Den Prozess der Annäherung können sie nicht aufhalten. Auch wenn Jefra von ihren Brüdern als Verräterin verachtet wird, gibt sie nicht auf. Sie setzt sich ein für ein friedliches Zusammenleben von Palästinensern und Israelis und geht ihren Weg – »auch in der kältesten Nacht.«

(Margret Greiner: Jefra heißt Palästina – ein Mädchen in Jerusalem – Piper München Zürich, April 2005, 13.00 Euro)

»Monsenor Romero vive«

Bericht vom Romero-Aniversario in San Salvador – 25 Jahre danach

Klaus Hagedorn

So wurde in El Salvador aus vielen Kehlen oft gerufen in den Tagen vom 24.3. bis zum 2.4. 2005. Sie erinnerten den »25. Jahrestag des Martyriums von Erzbischof Oscar Romero«. Die Abwesenheit von jemandem, dessen Anwesenheit zunehmend zu spüren ist, bringt Menschen zueinander. In der Tat: »Oscar Romero lebt!« Es hat sich bewahrheitet: »Wenn sie mich töten, werde ich im Volk von El Salvador wiedererstehen«, hatte er gesagt. Und seinen Widersachern hatte er zugerufen: »Mich kann man töten, aber nicht die Stimme der Gerechtigkeit.« Auch dies stimmt. Seine Stimme, die Stimme der Gerechtigkeit, klingt bis heute, war und ist nicht totzukriegen. Gott sei Dank! Das Volk hat ihn heiliggesprochen, und es ist nicht nur das el salvadorianische Volk! Man ruft in Zentral-, in Süd- und Nord-Amerika: »San Romero de America«. Und solche Rufe kommen auch aus Europa, Afrika und Asien. Das machten die vielen Hundert von Delegierten aus Gruppen, Bewegungen, Gemeinden und Kirchen weltweit deutlich, die der Einladung zu den Gedenkfeierlichkeiten gefolgt waren.

Am Karsamstag-Abend trafen sich auf der zentralen Plaza Salvador del Mundo die Studierenden und die Jugend San Salvadors, um an Oscar Romero zu erinnern und daran, dass das Land immer noch nicht versöhnt ist, weil politische und ökonomische Probleme durch die Regierenden ungelöst bleiben, ja sich sogar verschärfen. Mit P. Gerardo Pöter OP feierten sie einen Osternachts-Gottesdienst, dem sich eine Nachtwache anschloss. Am Ostersonntag traf man sich in der Frühe am gleichen Ort wieder, um zu Tausenden und mehr über den Boulevard zur Kathedrale zu ziehen. Romero ist auf großen Transparenten mit Zitaten und Abbildungen präsent. Ein tiefer Spalt ist spür- und hörbar: »Wir wollen einen Bischof an der Seite der Armen!«, skandieren die Jugendlichen, als wir an den offenen Türen der Kathedrale vorbeiziehen, hinter denen der Erzbischof Sáenz Lacalle seinen Gottesdienst feiert. In der übervollen Krypta am Grab Oscar Romeros gibt es den Gottesdienst der sogenannten Unterkirche, seit 15 Jahren eine allsonntägliche Tradition, gestaltet von Gruppen, Orden und Priestern aus ganz El Salvador, die sich dem Erbe Romeros verpflichtet fühlen. Unterkirche und Oberkirche bilden die Realität ab. »Es gibt einen tiefen Riss und nur die eine Möglichkeit, ihn versuchen zu kitten«, erklärt Maria Julia Hernandez, die Direktorin des Menschenrechtsbüros Tutela Legal von San Salvador.

Von Ostermontag bis zum Freitag fand mit über tausend Teilnehmenden eine »Semana de Teologia« an der Jesuiten-Universität (UCA) von San Salvador statt. Sie bestand aus einem »Kongress über lateinamerikanische Theologie« und einem »Theologischen Symposion über Monsenor Romero«. Dafür verantwortlich zeichneten die Fundación Monsenor Romero mit ihrem

Präsidenten Mons. Ricardo Urioste (Generalvikar unter Oscar Romero und seinem Nachfolger Rivera y Damas) und das Centro Pastoral de la UCA mit seinem Direktor P. Eduardo Valdés SJ. Anwesend waren auch die Bischöfe Samuel Ruiz (Mexico), Walther Sullivan (USA) und Bischof Baldrina (in Vertretung von Pedro Casadaliga aus Brasilien).

Gustavo Gutierrez, der Vater der Befreiungstheologie aus Peru, band Leben und Werk Romeros in den lateinamerikanischen Zusammenhang ein. Er erinnerte, dass theologische Rede die Geschichte und das konkrete Leben zum Ausgangspunkt zu nehmen habe; Aufgabe ist, zum Armen zu gehen, in seine Welt einzusteigen, von hier aus alles zu begreifen. Nur in präzisen Worten, die die Probleme von Entrechtung und Armut aufzeigen, liege Kraft und Stärke, und nur so werde vom menschgewordenen Gott wahr gesprochen, was an Romero deutlich werde. Immer wenn konkret Gerechtigkeit eingefordert wird, gibt es als Reaktion Mord und Totschlag. Heute werde in Theologie und Kirche vieles verallgemeinert, um nicht auf den Kern eines Problems zu kommen. Und so gebe es immer mehr Aussagen, die überall Geltung haben und nichts anstoßen noch anstößig sind, weil sie unkonkret sind. Ohne soziale Gerechtigkeit zu thematisieren, lasse sich über den Gott des Lebens nicht sprechen.

Jon Sobrino SJ, der einzig Überlebende des Massakers von November 1989 an der Jesuiten-Kommunität der UCA, stellte dar, wie der Glaube vielfach zu einer »wohltuenden Droge« verkomme, ein »Glaube light« werde, der so »soft« sei, dass er kaum zu spüren ist. Dabei seien Christen doch der Leib Christi. Aufgegeben ist ihnen, durch ihren Leib Christus in die Geschichte einzubringen und die Menschheit zu retten. Die christliche Hefe ist einzubringen in den Kampf um Befreiung der Menschen. »Erstaunen und Empörung«: diese beiden Haltungen müssen neu wiedergewonnen werden. Die Gerechtigkeit bleibt stumm, solange nicht Erstaunen aufbricht z.B. darüber, dass jedes Opfer des Tsunami von Dezember 2004 aus Europa und den USA namentlich festgehalten worden ist, ein Opfer infolge erlittener Ungerechtigkeit in Lateinamerika namentlich nie erwähnt wird. »Wo ist darüber die Empörung?«, fragte Sobrino. Für Oscar Romero war wesentlich, die Namen der Verfolgten öffentlich zu nennen; das gehörte für ihn unaufgebbar mit zur Verkündigung des Evangeliums, und es war Ausdruck seiner Überzeugung: »Die Kirche muss dort sein, wo das Leiden ist.«

Elsa Tamez erinnerte an die Zahlen über Massaker in Lateinamerika. Hinter jeder Zahl stehen Menschen und persönliche Dramen. Viele sind ermordet worden, weil man ihren Glauben hasste und auslöschen wollte. Sie stellte Felicitas und Perpetua, die zwei Märtyrerinnen der frühen Kirche, den vielen lateinamerikanischen Märtyrerinnen gegenüber. Sehr konkret berichteten drei Vertreter von Gemeinden aus Chalatenango von den Gräueln im Bürgerkrieg. Die »historische Erinnerung« an die Märtyrer ist hier wesentlich.

Dass die Schatten in El Salvador größer seien als das Licht, dass Momente

großer Mutlosigkeit die Menschen überrollen, weil die sozialen Kräfte sich zerstreuen und Meinungsfreiräume sich schließen, stellte Gregorio Rosa Chavez, der Weihbischof von San Salvador, fest. Er gehört zu den Bischöfen, die nahe beim Volk sind. Er rief auf: »Wir wollen nichtsdestotrotz arbeiten für eine Welt und ein Land, in der die Wahrheit regiert, in der die Hoffnung wächst und in der das Leben blüht.« Er sagte dies angesichts der Tatsache, dass die Regierung El Salvadors das Freihandelsabkommen mit den USA unterschrieben hat, was ab dem 1.1. 2006 viele Strukturveränderungen mit sich bringen wird und viele Arbeitsplätze in El Salvador kosten wird. Esperanza Ortega, eine einfache Frau aus Chalatenango, sagt klar: »Das Monster Freihandel ist bei allen Hörnern zu packen; wir müssen unsere eigenen Bohnen kaufen können und nicht die steril eingepackten importierten. Freihandel bedeutet: mehr Arme, mehr Hunger, mehr Elend, mehr Jugendbanden, mehr Migration, weniger Arbeitsplätze und damit weniger Produktivität... . Wir schlafen ein, werden von den Regierenden eingelullt, obwohl klar ist, dass uns eine Schlinge um den Hals gelegt wird.«

Der brasilianische Theologe José Comblin legte den Finger in Wunden, als er über die »Väter der lateinamerikanischen Kirche« spricht. Die Kirchenväter der frühen Kirche bis zum 4. Jahrhundert haben sich auf die Seite der Armen geschlagen, sie kamen aus dem Volk und durchlebten die Christenverfolgung. Im späteren Westrom und im Mittelalter gibt es solche Kirchenväter nicht mehr. Die Kirche knüpft zunehmend enge Verbindungen zu den Regierenden, hat die Armen wenig bzw. gar nicht im Blick. In der Conquista und 500 Jahre danach bilden die Orden in Lateinamerika z. B. 80% der Reichen aus – ohne eine solche Positionierung nahe zu bringen. In 400 Jahren brasilianischer Geschichte gab es z. B. nur vier Bischöfe, die sich gegen die Sklaverei aussprachen. Er erinnert an die Bischöfe Las Casas, an Camara, Laurrain, Proano u.a., die sich ganzheitlich den Armen verschrieben haben und andere orientiert haben, wo sich Kirche zu positionieren hat. Diese neue Ortsbestimmung dieser Kirchenlehrer passte Rom nicht ins Konzept, konnte nicht nachvollzogen werden.

Im theologischen Symposion setzte man sich auseinander mit der Ekklesiologie und der Christologie bei Oscar Romero sowie mit seinem Einsatz für die Menschenrechte und gegen die Gewalt. Gustavo Gutierrez erinnerte abschließend daran, dass Oscar Romero nicht das Martyrium gesucht hat. Aber er sah einen Gewalttod auf sich zukommen als Folge seines Engagements für die Entrechteten. Zu groß waren die Drohungen. Er hatte Angst, und es kostete ihn viel, den möglichen Gewalttod anzunehmen. In der Auseinandersetzung mit dem Johannes-Evangelium entschied er für sich: ich werde mein Volk nicht im Stich lassen; niemand kann mir das Leben nehmen, sondern ich gebe es hin – wenn dies auf mich zukommt – , damit mein Volk leben kann. Und Samuel Ruiz, der emeritierte Bischof von Chiapas / Mexico stellte über ihn fest: Oscar Romero war ein kontemplativer Mann in

Aktion. Er ist ein Prophet und bis heute ein Ärgernis. Er ist Zeuge von einem Leben, das die Welt provoziert, weshalb sie ihn verfolgt. Er ist eindeutig Märtyrer für die Sache des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Am Samstag fand eine Eucaristia Solemne auf der Plaza Salvador del Mundo mit 10.000 Menschen, unten ihnen 20 Bischöfen, statt. Darunter weilten auch Vertreter des Vatikans, die sich für eine Seligsprechung stark gemacht haben. Diese scheint allerdings noch auf sich warten zu lassen. Dies wohl auch deshalb, weil sich die Salvadorianer und auch der Vatikan über den Umgang mit Monsenor Romero nicht einig sind. Die erste Phase des Prozesses, so die Informationen, sei allerdings abgeschlossen. Man habe vorgeschlagen, »ihn als Blutzeugen zu erheben«. Am Vormittag war eine von einem italienischen Künstler geschaffene, symbolträchtige Grabplatte auf das Grab Romeros in der Krypta gesetzt worden. In der Nacht bis in den frühen Morgen des Sonntag fand eine kulturelle Feier auf dem Platz vor der Kathedrale statt, auf der Personen aus vielen Ländern und gesellschaftlichen Gruppierungen zu Romero und über seine aktuelle Bedeutung für heute sprachen: ein gutes Zeichen weltweiter Verbundenheit, das von Radio UCA übertragen wurde.

Wir *verkaufen* nicht den Tod, wenn wir uns erinnern, sondern wir verbünden uns mit dem Leben! Das war die Grundlinie des XXV. Aniversario in San Salvador. Es war Wahrnehmungsschule im Gedenken an einen sehr bedeutsamen Mann; es war Erinnerung an die vielen, die vor und nach ihm den Tod fanden, an die gekreuzigten Völker Zentralamerikas und ihren Schrei nach Leben; es war Infragestellung: Wie hältst du es mit der »vorrangigen Option für die Armen«; was tust du gegen die Verharmlosung des Christlichen durch einen *Glauben light* und für ein Leben in Fülle für alle; was sind deine Maßstäbe und Werte, für die du alles riskierst?

Vorhandene Manuskripte sowie die geplante Publikation der UCA können bei P. Eduardo Valdés SJ angefordert werden unter Email:

:admpastoral-cmr.uca.edu.sv

(Klaus Hagedorn, Katholische Hochschulgemeinde Oldenburg, hielt sich auf Einladung der UCA und der Tutela Legal der Erzdiözese San Salvador zum XXV. Aniversario (26.3. – 3.4. 2005) in El Salvador auf.

▲▲▲▲▲▲

Es knospt

Es knospt
unter den Blättern
das nennen sie Herbst

Hilde Domin

Gemeinden im Umbruch

Wie es sein könnte ...

Visionen von Gemeinde:

- lebendige Gemeinden vor Ort, wo Gottesdienst, Dienst am Nächsten und Glaubensvermittlung für Menschen unserer Zeit geschieht;
- selbstverantwortliche Gemeinden, wo die Gemeindemitglieder selbstbestimmt das Gemeindeleben tragen und nicht von oben herab gesteuert werden,
- offene Gemeinden, in denen die Einladung Jesu an alle Menschen erfahrbar wird;
- menschennahe Gemeinden, wo man sich kennt, gemeinsam nach einem »heutigen« Glauben sucht und Solidarität lebt mit allen, die sie brauchen.

Wie es zur Zeit aussieht ...

Die Realität

- *Priestermangel*, auch wegen des Zölibats, der Dispensierung engagierter Priester aus kirchenrechtlichen Gründen und des Ausschlusses der Frauen vom Amt, das vor dem Recht der Gemeinden auf Eucharistie rangiert;
- *»Gläubigenmangel«*, der allerdings nur an den sinkenden Kirchenbesucherzahlen gemessen wird;
- *Geldmangel* wegen stetig sinkender Mitgliederzahlen und Kirchensteuern, so dass sich Personal, überdimensionierte Kirchen und und Pfarrzentren immer schwerer finanzieren lassen;
- *Mangel an Mut und Vertrauen*, der sich zeigt im Denkverbot, die tradierte zölibatär-männliche Amtsstruktur der heutigen Wirklichkeit anzupassen und Gemeinden und Christen vor Ort etwas zuzutrauen.

Wie die Situation entschärft werden soll ...

Mangelverwaltung

- Gemeindefusionen

Anpassung der Zahl der Gemeinden an die sinkenden Priesterzahlen durch

Bildung von immer größeren Seelsorgeeinheiten (eine Notlösung für eine sehr begrenzte Zeit!! s. dagegen Diözesanforum!);

- Stilllegung und Verkauf von Kirchen und Pfarrzentren
- gravierender Strukturwandel:

schleichende, aber gravierende Veränderung der Gemeinden von lebendigen Beziehungsgefügen zu anonymen durchorganisierten Verwaltungseinheiten; übermäßige Belastung der Hauptamtlichen, die zu geistlich-sakramentalen Dienstleistern innerhalb der Großgemeinden werden.

.

Wofür wir uns einsetzen ...

Denkanstöße

Voraussetzungen

- *Klare Benennung* der Notsituation und ihrer Ursachen, die sich schon seit Jahrzehnten abzeichnen;
- *Maßstab des Umbaus*: Botschaft des Neuen Testaments von der gleichen Würde aller »Kinder Gottes«;
- *Respekt vor der Würde aller Glaubenden* als Miteigner von Gemeinde und Kirche. Mitbestimmung und Bemühen um Konsens bei Leitungs- und Strukturentscheidungen. Dienstfunktion des Amtes
- *Ausgangspunkt jeder Neuordnung*: die Bedürfnisse der Menschen nach religiöser Beheimatung in einer überschaubaren Gemeinde und das Vertrauen, dass alle mit ihren Begabungen und Berufungen zum Gemeindeleben beitragen können.
- *Unterstützung kleiner pastoraler Einheiten* nach dem Prinzip der Subsidiarität (Es wird nur das an die nächsthöhere Leitungsebene abgegeben, was auf Gemeindeebene nicht geleistet werden kann.)
- ; *Vernetzung von Gemeinden* in deren eigener Verantwortung und Unterstützung schwach ausgestatteter Gemeinden nach dem Prinzip der Solidarität.

Was wir befürworten ...

Konkretionen

- Beibehaltung möglichst aller *lebensfähigen* Ortsgemeinden;
- Qualifizierung ehrenamtlich und hauptamtlich Tätiger für bestimmte Aufgaben, auch für die Gemeindeleitung;
- Ernstnehmen des Charismas der Leitung gerade von Männern und

Frauen, die diese Fähigkeit in der Gemeinde schon unter Beweis gestellt haben. Ermöglichung ihrer Wahl und Beauftragung durch den Bischof;

- Ausstattung der Ernannten mit Entscheidungsbefugnis;
- Einstellung und eventuell auch Finanzierung von Diensten durch die gemeinde;
- Beauftragung von Pastoralreferenten/innen mit Gemeindeleitung;
- Entlastung der Priester, damit sie die Ehrenamtlichen begleiten, unterstützen und schulen, so dass alle ihren Dienst an der Gemeinde möglichst gut wahrnehmen können.

Was priesterlose Gemeinden nach geltendem Kirchenrecht heute schon tun könnten ...

Sie könnten

- taufen,
- Wortgottesdienste mit Kommunionfeier halten,
- Bußgottesdienste feiern,
- Trauungen vornehmen,
- Andachten, Prozessionen und Wallfahrten abhalten,
- auf Erstkommunion und Firmung vorbereiten,
- Kranke und Sterbende begleiten,
- Tote beerdigen.

.

Was andere tun ...

Blick über den Tellerrand

Wie unsere Nachbarn

Frankreich, Beispiel Poitiers,
Niederlande, Beispiel Utrecht,
Schweiz, Beispiel Basel,

mit vergleichbaren Problemen umgehen, erfahren Sie auf der Internetseite des Freckenhorster Kreises:

www,freckenhorster-kreis.de

▲▲▲▲▲▲

Zur Erinnerung:
Zwei Beschlüsse des Diözesanforums

7.1.2

Das Diözesanforum möge als Beschluß beschließen:

Leitungsfunktionen müssen nicht ausschließlich an die Priesterweihe gebunden sein. In der Leitung der Gemeinde wirken die hierzu vom Bischof beauftragten Personen im Team der Seelsorger/-innen und Ehrenamtlichen des Pfarrgemeinderates zusammen. Das Einspruchsrecht des Pfarrers muß enger und konkreter definiert werden. Der Leiter der Gemeinde wird im Benehmen und nicht gegen den ausdrücklichen Willen der Gemeindevertretungsgremien vom Bischof ernannt. Bei der Ernennung von Seelsorgern/-innen bezieht die Hauptabteilung Seelsorge-Personal die Gemeinden in die Überlegungen, Beratungen und Entscheidungen ein. Dazu muß die Personalabteilung des Bistums personell und fachlich ausreichend ausgestattet sein. In Gemeinden, in denen kein/e hauptamtliche/r Mitarbeiter/in schwerpunktmäßig zuständig ist, wird ein/e Gemeindeälteste/r bestellt. Die Stellung und die Aufgaben dieser Person sind festzulegen. Die Möglichkeit einer Aufwandsentschädigung ist vorzusehen.

Abstimmungsergebnis:

Ja: 113 Nein: 9 Enth.: 2

(Der Bischof nimmt den Beschluß an unter dem Vorbehalt, daß »der Hirtendienst der Gemeindeleitung unlösbar mit der Leitung der Feier der Eucharistie verbunden« ist und »von einem Priester wahrgenommen« wird. Er beruft sich dabei auf das Wort der deutschen Bischöfe (Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde) vom 10. Oktober 1997.)

9.2.2.4

Das Diözesanforum möge als Beschluß beschließen:

Für Gemeinden ohne Pfarrer vor Ort soll ein Diakon, eine Pastoralreferentin bzw. ein Pastoralreferent oder auch eine Vertrauensperson aus der Gemeinde als Pfarrbeauftragte(r) mit klar geregelten Leitungskompetenzen beauftragt werden. Die Beauftragung soll nach Vorschlag des Pfarrgemeinderates und in Abstimmung mit dem zuständigen Pfarrer durch den Bischof erfolgen.

Abstimmungsergebnis:

Ja: 120 Nein: 0 Enth.: 13

(Der Bischof nimmt den Beschluß an und gibt »ihn an das Bischöfliche Generalvikariat weiter zur Überprüfung der Möglichkeit der Übertragung von ›klar geregelten Leitungskompetenzen‹ im Hinblick auf eine konkretisierung und im Hinblick auf mögliche finanzielle Konsequenzen«.)

Zur Papstwahl

Franz Kamphaus

Nach meiner Priesterweihe 1959 war ich zunächst als Kaplan in der Seelsorge tätig. Hinter mir lag ein Studium der Theologie, das mit den Themen, die uns in den Nachkriegsjahren auf den Nägeln brannten, wenig zu tun hatte. Wir hatten unseren Stoff gelernt und die Examina bestanden. Aber unsere Fragen waren andere als die dort gestellten. Aufs Ganze gesehen war ich wenig vorbereitet für das, was mich in der Seelsorge erwartete. Ausgehungert und durstig kam ich nach fünf Jahren zum Promotionsstudium in Praktischer Theologie an die Universität Münster zurück. Dort hatte sich viel verändert. Unter anderem hatte Joseph Ratzinger 1963 den Lehrstuhl für Dogmengeschichte und Dogmatik übernomimen. Man sprach über seine Vorlesungen. Der größte Hörsaal der Universität war brechend voll, nicht nur zu Anfang des Semesters. Joseph Ratzinger traf die Fragen, die mich als Seelsorger umgetrieben hatten. Ich lernte eine Theologie kennen, die Verkündigung reflektiert und Wege zum Menschen aufzeigt, einfach und doch nicht vereinfachend, sehr differenziert und doch die Sache auf den Punkt bringend. Das Gesagte hatte einen Sitz im Leben. Ich war gespannt auf die jeweils nächste Vorlesung.

Professor Ratzinger hielt nicht nur Vorlesungen, er hatte festen Kontakt zu einer Pfarrei und predigte regelmäßig. Wenn ich sagen sollte, welche Predigten mich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte am meisten beeindruckt haben, dann sind es seine Adventspredigten 1964 im Dom zu Münster: Christentum als Advent! Zweitausend Jahre nach Christus sind wir als Christen und als Kirche immer noch weit vor Christus. Advent ist nicht nur ein frommes Spiel, sondern die Realität unserer Existenz. – Das waren damals ganz ungewöhnliche, unorthodoxe Gedanken. Sie markierten einen deutlichen Schnitt zur Neuscholastik, die auf alle Fragen eine Antwort in der Schublade hatte. Ich kann mich noch heute an einzelne Sätze aus diesen Predigten erinnern, ich weiß noch, wo ich im überfüllten Dom gestanden habe. Anschließend bin ich lange durch den dunklen Dezemberabend gegangen.

Professor Ratzinger war Konzilstheologe. Er berichtete regelmäßig vom Konzil. Ich erinnere mich noch gut an einen Vortrag zur Stellung des Laien in der Kirche. Er ging vom Kapitel 32 der Kirchenkonstitution aus und brachte es mit der Trias der Französischen Revolution zusammen: Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. Ein für uns damals völlig überraschender, revolutionärer Zugang. »Alle, die Christi Brüder sind, können gar keinen höheren Ehrentitel ha-

ben, als eben Brüder Jesu Christi zu sein. Damit sind sie selbstverständlich auch untereinander Brüder, gleich welchen Dienst sie tun. Diese Brüderlichkeit aller Christen ist ihre höchste Würde und ihre wahre Hochwürdigkeit.« J. Ratzinger machte uns in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass das Erste Vatikanische Konzil Texte mit ganz anderem Inhalt vorbereitet hatte, die dann durch äußere Umstände (Gott sei Dank!) nicht verabschiedet wurden. Dort lautete die Trias: Gehorsam – Ungleichheit – Väterlichkeit. Er sagte damals vor vierzig Jahren hellsichtig: »In diesem Gegensatz, der ja mit dem Konzil nicht zu Ende ist, sondern auch in der nachkonziliaren Kirche ausgetragen werden muss, wird die geistige Gärung sichtbar, in der sich die Kirche befindet. Diese kann gewiss nicht rein lehrmäßig bewältigt werden, sondern gleichsam nur durch das Durchexistieren dessen, was in dieser Sache christlich ursprünglich gemeint ist; sie kann nur Bewegung werden, indem eben christlich realisiert wird, was nicht säkularistisch, sondern christilich Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit heißt.«

Der jetzige Papst hat uns damals darauf aufmerksam gemacht, dass es gefährlich ist, sich in der Nachfolge Jesu Vater« (Papst) nennen zu lassen oder gar »Heiliger Vater«. Jesu Wort steht dagegen: »Nur einer ist euer Vater, der im Himmel; nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder« (Mt 23,8f.). Allenfalls können Menschen ein schwacher Hinweis sein auf diesen Vater.

Ich kann nicht verhehlen, dass ich nach den Begegnungen in Münster manche Äußerungen des späteren Kardinals Ratzinger nicht recht einzuordnen wusste und nicht verstanden habe. Manches hat mich auch traurig gemacht. Galt das früher Gesagte nicht mehr? Darf man es nicht so wörtlich nehmen? Der neue Papst wird es anders sehen. Ich habe von ihm gelernt, dass es darauf ankommt, sich nicht dem Zeitgeist anzupassen, sondern Jesus Christus, seinem Geist – wobei zu bedenken ist, dass der Zeitgeist nicht nur einen linken, sondern auch einen rechten Flügel hat. Sich dem Geist Jesu Christi öffnen: Da liegt die Zukunft der Kirche.

▲▲▲▲▲▲

Vermutung

Ein GOTT,
der KIRCHENförmig
gedacht wird,
hindert die
KIRCHE daran,
GOTTESförmig
zu werden.

Kurt Marti

Freckenhorster Kreis

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke
Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg
Tel.: 02066/33260
Fax: 02066/415801
E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion:

Angelika Wilmes,
Albachtener Str. 101e e,
48163 Münster
Telefon: 02536/1408
Fax: 02536/344 946
E-Mail: fk-wilmes@t-online.de

Unsere Konten:

Darlehnskasse Münster (DKM)
BLZ: 400 602 65

Verantwortlich:

Ludwig Wilmes (Adresse: s. Redaktion)

Brasilienkonto: 3799701
Amparo maternal: 3799702
Ukrainekonto: 3799703
Demetrius (CPP): 3799705

Beitragskonto: 3799700
Mitglieder (M) 35 Euro,
Interessenten (I) 7,50 Euro